



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ostfriesische Volkskunde

Lüpkes, Wiard Habbo

Emden, 1925

K. Die Ostfriesen in Amerika

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99241](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99241)



K. Die Ostfriesen in Amerika.

Heimatsinn und Wandertrieb

— beides Züge des deutschen National-, ganz besonders aber auch des ostfriesischen Stammescharakters: man klebt an der heimatlichen Scholle und läßt doch sehnsuchtsvoll seinen Blick über das benachbarte Meer schweifen.

Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn,
Doch jezt zur Ferne zieht's mich hin:
Lieb Heimatland, Ade!

Nach drüben! westwärts! ist die Lösung so vieler Ostfriesen je und je gewesen — wohin so viele andere Europamüden vorausgegangen. Einzelne schon seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges — genannt wird ein Stoffel Gerritsen aus Leer; 1837 die Saathoff'sche Kolonie in Texas; dann größere Züge um die Mitte des 19. Jahrhunderts, von da an der Strom der Auswanderer immer mehr anschwellend. Vereinzelte Siedler ostfriesischer Herkunft findet man an allen Ecken und Enden des großen Landes weit zerstreut, mag man nun reisen in den Wäldern Wisconsin, den sonnendurchglühnten Steppen von Texas oder Oklahoma, den majestätisch aufragenden Bergen Colorados oder unter den Palmen Louisianas. Etwa neun Zehntel aller ausgewanderten Ostfriesen dürften aber in den großen Ackerbaustaaten des Mittelwestens wohnen, in Illinois, Iowa, Minnesota, Nebraska und Nord- und Süd-Dakota. Hier haben sich unsere Landsleute in Gegenden, die nach Klima und Bodenbeschaffenheit den heimatlichen Verhältnissen am meisten entsprechen, große eigene Ansiedelungen gegründet und ihre Sprache, heimatliches Wesen und ein liebevolles Andenken an das Land ihrer Väter wie einen Schatz bewahrt. Und es sind überall gerade die besten Gegenden des fruchtbaren Westens, die sich diese Pioniere seit 70 Jahren zu einer neuen Heimat aussuchten und als Farmer dank ihrer unermüdlichen Arbeitskraft, ihrer Ausdauer und zähen Energie auch erwarben und festhielten. Einst in den Anfangszeiten in der Wildnis der Prärie und des nahen Urwaldes in Blockhütten hausend — und jezt!? Große reiche Siedelungen der Ostfriesen, ganze Counties umfassend, an Wohlstand ja Reichtum alles in der alten Heimat weit hinter sich lassend!

○ spricht, warum zogt ihr von dannen?

Freiligrath, Die Auswanderer.

Es waren im allgemeinen — außer etwaigen rein persönlichen Gründen — die ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Heimat, welche unsere Volksgenossen übers Meer trieben. Die gedrückten Verhältnisse in den Moorcolonien nach dem früheren Raubbau der Brennkultur, Mizernten der Hauptfrucht — des Buchweizens; die große Abhängigkeit und schlechte Arbeitslöhne der Tagelöhner in den Marschdörfern; ungünstige Erwerbslage mancher Handwerkszweige waren der Nährboden für die Auswanderungslust. Hinzu kamen die politischen Wirren um das tolle Jahr 1848 und die unerquicklichen Zustände im deutschen Vaterland um die Zeit des Bruderkrieges 1866; der Rückschlag nach dem Milliarden-„sagen“ und der Gründerperiode 1870/71; Wirtschaftskrisen in den folgenden Jahrzehnten; endlich die furchtbaren Folgen des Weltkrieges für unser Volk. — Nicht umsonst grüßte am Eingang des Hafens von New-York die Kolossalstatue der Freiheit mit der in der Nacht leuchtenden Riesenfackel in der erhobenen Rechten. Freiheit, die ich meine! dort drüben hoffte man sie zu finden, die sonst aus der Welt verschwunden zu sein schien. Es war im allgemeinen nicht Glücksrittertum und Abenteuerlust oder die Sucht, in amerikanischer Weise durch Spekulation schnell reich zu werden, sondern das Verlangen nach „eigen Hüsung“ (Jörn Jakob Swehn, der Amerikafahrer), was hinüberlockte; es ging „Um ein eigen Stück Land“ (Christophoruskalender 1906). Das Sprüchlein „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ (Ps. 37,3) verschlug nicht, weil dem Grundtext vielleicht näher kommt die Übersetzung: Wohne auf der Erde und nähre dich mit Redlichkeit — was man eben drüben zu tun gedachte; auch nicht ein gutgemeintes plattdeutsches Gedicht aus dem Jahre 1867 — eine Warnung an die Heimatmüden, denen damals Amerika den Sinn „vergrellt“ machte und die sich, vom Auswanderungsieber gepackt, entschlossen „to gahn up't Aventür“.

Ja, was verschlug das alles gegenüber den verlockenden Briefen von drüben und allerlei Nachrichten aus Amerika, die oft durch die Buchhändler und auch amerikanische Einwanderungskommissare als Flugschriften zu Hunderttausenden verbreitet wurden, worin die Vorzüge Amerikas zuweilen wahrheitsgetreu, aber meist sehr übertrieben in allen Farben geschildert wurden. Besonders wurde darauf hingewiesen, daß auch die kleinen Leute, Handwerker und Tagelöhner, dort die Gelegenheit hätten, sich emporzuarbeiten, selbst Großgrundbesitzer zu werden. Diese Schilderungen fielen auf fruchtbaren Boden in den Städten und Dörfern Ostfrieslands. (Vgl. Schnüder, Die Ostfriesen in Amerika, S. 5. 20 f. 283). Man höre: „Wir verdienen hier schönes Geld; ich verdiene das erste Jahr 96 Dollars und Wübke verdient 60 Dollars. Im nächsten Jahr kann ich 150 und Wübke 80 Dollars verdienen. Auch essen wir täglich dreimal gebratenes Fleisch und schönes Weißbrot. Als wir hier ankamen, haben wir fünfzig Schweine geschlachtet von zweihundert bis dreihundert Pfund, und hundert Schweine haben wir verkauft. Wir sind froh, daß wir in Amerika sind und verlangen nicht nach Deutschland zurück. Man hat hier mit leichter Mühe Weißbrot, und in Deutschland hatte man bei harter Arbeit kaum Schwarzbrot. Es ist hier ein gelobtes Land für jeden Deutschen, der Lust zur Arbeit hat; denn der Boden ist hier überall sehr gut. Man kann sich hier vierzig Ader Land kaufen für fünfzig Dollars, Land ohne Busch, das man umpflügen kann, und worauf dann die herrlichsten Früchte wachsen. Das Land ist so gut wie das beste Kleiland in Ostfriesland. Es wächst hier im Herbst noch wieder so viel Gras, daß es im Frühjahr erst abgebrannt werden muß, damit man es pflügen kann. Hafer, Weizen, Buchweizen, Korn oder türkischer Weizen wachsen hier sehr lang. Der gewöhnliche Tagelohn ist ein halber

Dollar, in der Ernte ein Dollar mit der Kost. Kirchen und Schulen gibt es wie in Deutschland. Wald gibt es sehr viel, Hirsche, Hasen, Hühner und Rehe laufen hier bei zwanzig Stück zusammen, so groß wie ein zweijähriges Kind. — Nun, meine Eltern und ihr meine Brüder Johann und Harbert, wollt auch Ihr nicht herkommen nach diesem schönen Land Amerika? Wenn Ihr Lust habt, so kommt noch dieses Jahr und wartet nicht länger; Ihr habt schon viel zu lange gewartet. Ihr meine Schwestern Hilfe Behrends und Volste Behrends, wenn Euch jemand das Geld vorstrecken will, um zu uns zu kommen, wir wollen das Geld wieder gleich für Euch zurückzahlen. Für Mädchen ist es hier besonders gut; sie brauchen hier nicht morgens früh aufstehen und Feuer anmachen, das tun hier kleine Negerknaben. Wer nur acht oder neun Louisdor hat, laufe doch ohne Umsehen fort aus Deutschland, es wird Euch nicht gereuen. Tausende haben hier schon ihr Glück gefunden und viele Tausende können es hier noch finden. Kamerad Gerhard Rebel, wenn Du mit mir gereist wärest, hättest Du auch das schöne Geld verdienen können, da er doch jetzt nur 22 Taler verdient. Auch Freund Heinrich Hesse! Hier könnt Ihr zu Pferde reiten. Der geringste Mann reitet hier zu Pferde, der Amerikaner geht keine Viertelstunde zu Fuß. Wir bitten Euch alle; kommt doch! Denkt doch nicht, daß wir die Unwahrheit schreiben! Und denkt doch nicht, wie die alten Weiber zu sagen pflegen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Wir stimmen vielmehr ein mit dem Dichter, wenn er sagt:

„Heil dir, Columbus, sei gepriesen,
Sei hochgeehrt in Ewigkeit!
Du hast uns ja den Weg gewiesen,
Der uns aus harter Dienstbarkeit
Erretten kann, wenn man es wagt
Und seinem Vaterland entsagt.“

Rottensprairie (östlich von Alton) am 16. April 1846.

Heie H. Keiser und Wübke.

In der Heimatnummer der Ostfriesischen Nachrichten-Breda 1. Januar 1912 unterhalten sich Peter und Rasper über die

Vorzüge und Schattenseiten von Deutschland — Ostfriesland einerseits und Amerika andererseits.

Peter vertritt Deutschland — Ostfriesland, Rasper Amerika. Daraus heben wir hervor was folgt:

Rasper: Ich liebe dies mein Vaterland mit seinen Einrichtungen mehr als Deutschland und Ostfriesland, und das herrliche Sternenbanner steht mir höher als jeder deutsch-preussische Adler — wir können darunter gemütlich unser tägliches Brot essen.

Peter: Gemütlich!? Auf der Jagd nach dem Dollar und dem Glück rennt alles hier durch das Leben — so ganz anders als drüben.

Rasper: Du bist ein Gemütsmensch, Peter, wie so viele Deinesgleichen. Laß Dir mal ein Erlebnis erzählen. Du hast doch meinen alten Nachbar den Freerkohm gekannt? Er war als junger Mann aus dem Krumhörn eingewandert, wenn ich nicht irre. Im Alter machte er noch eine Besuchsreise nach der alten Heimat. Als er wieder hier war, besuchte ich ihn, und er war voll des Lobes über Ostfriesland und prahlte, daß es mich ordentlich verdroß. Da dachte ich, du willst den guten Alten doch mal ins Verhör nehmen. Ich fragte ihn: Freerkohm, wie

hattet Ihr's in Ostfriesland, ehe Ihr nach Amerika gekommen seid? Er: Ach! das weißt Du doch, Rasper, ich mußte wie alle andern hart schuften, Schloot graben, adern, in der Ernte sichten und mähen, dann Torf graben und den ganzen Winter auf der Dreschdiele dreschen für einige Fiesthalben. — Das Essen? Saures Schwarzbrot mit ranziger Butter oder Käse, Karmelkbree, Bohnen mit sehr sehr altem Speck und dergleichen. — Also kein frisches Fleisch, Weißbrot, Kuchen, Pie (Pastete) und Eingemachtes? Nee, Rasper, dat kenneden wi garnicht. — Und was hattet Ihr, Freerkohm, damals, als Ihr nach Amerika kamt? — Was ich hatte? An den Füßen zwei harte Stiebeln, an den Beinen engelsleberne Bütjen, an den Leib eine linnene Schötte, um den Hals ein blaues Taschentuch und auf dem Kopf eine Mütze mit blankem Schirm. In der Tasche hatte ich auch noch ein Taschentuch, im Zipfel einen preußischen Taler — und als ich's aufmachte — auch



Nr. 138. Dampfer „Albert Ballin“
der Hamburg-Amerika Linie.

Abfahrt von Cuxhaven.

eine Laus, mit Respekt zu vermelden. — So, so! aber deswegen braucht Ihr Euch nicht zu schämen, Freerkohm, wer weiß, wie mancher noch viel schlechter daran war! Aber, wenn ich fragen darf; was habt Ihr wohl jetzt? — Jetzt habe ich 320 Acker Land, 12 Pferde, 60 Stück Hornvieh, etwa 100 Schweine, einige hundert Hühner, Maschinen und Fahrzeuge so viel als nötig und — im Vertrauen zu Dir gesagt — manchen Dollar in der Bank. — Na, das freut mich, Freerkohm. Würdet Ihr's wohl in Ostfriesland so weit gebracht haben? — Nee, wo denkst Du hin, Rasper? — Hättet Ihr drüben per Kutsche zur Stadt und Kirche fahren können? Nee! — Und was wäre da aus Euren Kindern geworden? Ach! daselbe, was ich früher war. — Sagt mir aufrichtig, Freerkohm, möchtet Ihr tauschen mit irgend einem gewöhnlichen Bauern in Rheiderland oder in Krumhörn? — Ich glaube, ich würde es nicht tun, Rasper. — Na! da hattet doch gefälligst Euer geehrtes Maul über die Vorzüge Ostfrieslands!

Peter: He! das war eine lange Predigt, Rasper, aber sie stimmt auffallend.

Rasper: Wenns stimmt, das ist die Hauptsache.

So viel hier vorläufig über das Hüben und Drüben!

Zieht hin, zieht hin in das neue Land Mit kühnem Hoffen und Wagen!

Arthur Zitzer.

Wenn's denn nun endlich kein Halten mehr gab für die Auswanderungslustigen, die Freikarte von drüben vielleicht schon angekommen war, dann begann die Unruhe der Auktion, um alles Überflüssige abzustößen und den Erlös daraus zu einer Wegzehrung und den erforderlichen Anschaffungen zur Hand zu haben. Manchem wird's schwer geworden sein, sich von allerlei ererbtem oder erworbenem und mit durch's Leben gegangenem Hausrat und von den Haustieren zu trennen. Man denke an die Auktion Hawermanns im Anfang von Fritz Reuters Stromtied. Manchmal gab's allerdings auch wohl lustige Austritte bei der Versteigerung der Potten und Prüllen wie in der hübschen Auktionsszene von Dr. Rudolf Bielefelds Heimatstück: Hinderk und Taetje hebb'en Geld wunnen. — Es kam in den früheren Zeiten der Auswanderung auch vielfach vor, daß die Unerfahrenen und ungenügend Beratenen alles Mögliche mitschleppten, nicht bloß Kleinram, sondern auch Ackergeräte, die sie dann bei der ganz andern Wirtschaftsweise drüben nicht gebrauchen konnten.

Schließlich ging's ans Abschiednehmen von den Nachbarn, Verwandten, Freunden und Bekannten, — es wurde manchen Landsleuten wohl schwer dabei um's Herz, galt's doch meist: auf Nimmerwiedersehen! Wohl ihnen, wenn die Tröstungen ihrer christlichen Religion ihnen nicht fehlten beim Auszug und auf der Reise, Bibel und Gesangbuch mit hinübergenommen wurden und Gottvertrauen sie beseelte wie Abraham, als er berufen wurde, auszugehen von seinem Vaterland und von seiner Freundschaft und von seines Vaters Hause in ein Land, das Gott ihm zeigen werde. (Vgl. Schöler „Ein Gesang über den Wassern“.)

Zunächst nun die damals vielfach noch recht umständliche und beschwerliche Landreise bis zum Auswanderungshafen. Das einzige Auswandererschiff, das je einen ostfriesischen Hafen verlassen, spannte im Jahre 1856 seine Segel im Emden Hafen, um seine menschliche Ladung der neuen Welt entgegenzuführen. Es war dies das Segelschiff „Gertrude“. Fast alle seine 75 Passagiere stammten aus dem Krumhörn und hatten die Mutterkolonie bei German Valley im nördlichen Illinois als Ziel. Sonst aber mußte man bis Bremen—Bremerhaven reisen, um die Schiffsplanke zu erreichen, ursprünglich meist eines Segelschiffes, wie etwa des vielgenannten „Roland“, welches — wenn es gut ging — die Ozeanreise in 8 Wochen vollendete, aber man war auch wohl in Sturm und Stille ein ganzes Vierteljahr auf dem Wasser.

Hierher gehört eine Notiz aus dem Leerer Anzeigebblatt vom 22. April 1869:

Die Auswanderung nach Amerika, noch vor 25 Jahren hier zu den Seltenheiten gehörend, nimmt jetzt immer größere Ausdehnung an. Nicht mehr sind es einzelne, deren Verhältnisse zerrüttet oder die durch andere Umstände gezwungen waren, der Heimat den Rücken zu kehren — jetzt sind es vorzugsweise die kräftigsten, besten Arbeiter, beiderlei Geschlechts, Handwerker und Wohlhabende, selbst reiche Bauern, welche über den Ozean ziehen, um für sich und ihre Kinder eine neue Heimat zu gründen, die ihnen eine bessere Zukunft verspricht. Noch am vorigen Montag spedierte die hiesige Omnibusgesellschaft in neun Omnibussen 110 Personen bis Oldenburg, und fast täglich sieht man die Kisten und Kasten der Auswanderer durch die Stadt befördern. Die überwiegend größte Zahl dieser Auswanderer ist hierzulande an Arbeit und Entbehrung gewöhnt und beabsichtigt auch drüben, wo schon Verwandte und Freunde, denen es wohl geht, ihrer harren, als Farmer oder Landarbeiter — jedoch mit besseren Erfolgen — tätig zu sein. Da darfs nicht wunder nehmen, wenn künftig immer mehr hinübergezogen und unsere Kolonien und Gehne entvölkert werden. Sollen doch allein aus Warjingsfehn

über 70 Personen, alt und jung, fortziehen wollen, weil ihnen die Verhältnisse nicht mehr zusagen. Daß hier soziale und staatliche Ursachen zugleich mitwirken und dem Auswanderungstrieb Vorschub leisten, wird dem blödesten Auge nicht entgehen können. —

Daß unsere ländlichen Auswanderer hinten aus Moor und Heide manchmal auch eine etwas komische Rolle gespielt haben mögen, läßt sich gewiß nicht leugnen. Wir nehmen selbst einige Übertreibungen mit in Kauf, wenn darüber humoristisch erzählt wird, wie es in dem folgenden Stück geschieht.

De Blaue Familie.

En Twischendedsgechicht van Friedr. Freudenthal.

... Unner de Passageers, de de Damper up jene Reise an Bord harr, weer nu of de blaue Familie, öwer de id un een paar annere Jungens veel Spaß harrn.

De Lü, de id meen — dat weer en Keerl mit sien Wief un twee Rinner — schienen van de ostfreeske Moorkant to Huus to wesen, na de Spraak, de se spreekten deden, wat dor of noch so holperig herut tweem, as wenn jeder 'n Spill Anickers achter de Rufen harr un nu bang weer, dat he bi dat Spreken welke daal sluuten kunn. De Mann van de Familie heet Jan — so nömd' de Frau hüm wenigstens, wenn se hüm reep.

Se weer en starken, grofftnatigen Keerl mit lange Been un groote Arms un Fuusten, de hüm ördentliet na de Arbeit wussen wassen. Sien Groo weer hüm sehr ähnlich, un de beide Rinner — en Jung van teihn Jahr un en Wicht enige Jahren junger — seeg'n int Lütje so ut as de Ollen int Grood.

Dat Besünner an disse Lü, wat gliet int Dage full, weer de blauninnen Mondierung, de se all mitnander, de Ollen sowoll as de Jungen, drogen. Dit blauninnen Tüg schienden se extra vör de Reis' na Amerika anschafft to hemmen. De Ollsche harr woll en Rull Linnen ut dat Schapp freegen, harr dat in de Blauselpott steken un dann van de Dörp- of Huuschnieder de Kleidaschen van de ganze Familie darvan maken laten.

So as dat leet, haar dat aber mit de Farweree woll en bitje hastig togahn, denn dat Tüg, wat de goode Lü upt Liew drogen, so good dat anners of wesen much, farw ganz niederträchtig off, so dat hör Gesicht un Hanne immer so blau weeren, as wenn se süst mit Huut un Haar in de Blauselpott säten harren. So wor denn of van enigen van unse Gesellskup, de van de Buurenfarweree an de ostfreeske Moorkant gien rechte Künne harren, in vullem Ernst behauptet, de Lü harren süd de linnen Pulken upt Liew farwen laten. Van de blaue Mondierung un hör ewig blau anloopen Gesicht un Hannen freegen nu de Moorlü de Nam blaue Familie, un unner disse Nam weeren se int ganze Twischendeds bekannt.

De blaue Klör weer dat nu nich allen, wordör unse Lü süd utteeken dee'n. Wat na dat blaue Utseem am meisten upfallen dee, dat weer hör fürchterliche Hunger. Wor dat wat to eten geew, dor weeren de Blauen immer vörup. All de Potten un all dat Bliedengeschirr, wat se bi süd harren, — un dat weer nich minn — leeten se süd immer hoopvull gewen. Dat weer jüst, as wenn de Lü bloot na Amerika reisden un an Bord kamen wassen, um süd satt to eten. Id löw nich, dat de Lloyd völ an hör verdeent hett. Wi frogten de Mann, of he mit sien Familie to Huus woll erst 'n Typhuskrankheit öwerstahn harr. Nä, se he, he mit sien Familie harrn Gott sei Dank in hör ganze Läden noch nich krank west. Wi frogten dann wieder, of he un de annern in de leste acht Dage an Land nids to eten hatt har. Ne, se he truhartig, dat weer of nich de Fall, se harren de Dag vörher, as se wegweist weeren, erst en Hochtid bi en grooten Buur

mitmaßt, dat harr, Gott sei Dank so völ to eten un drinken geewen, as de Dischen man dragen kunnen. —

Wi geewen uns na dit Verhör gien Müß mehr, de Ursak von Jan un siene Angehörigen hören Appetit to ergründen. Wi woren noch gewahr, dat Jan süd in sien Heimat van Törgraben un Grasmaihen ernährt harr un dat he mit sien Familje na Missouri wull, wor he sien Arbeit woll wiederfusetten wull. Denn sien Hauptvermögen, wat he bi süd droog, was en Törßpa, Haartüg un Haarhamer, 'n paar Stäfelholtschen un en groten Riep mit Eten. . . .

Man as wi in Castlegarden an Land kamen weeren un uns' erste Spazeer-gang in de Stadt unnernehmen, do woren wi uns blaue Reisegefährten noch mal weer künig. Dat weer an de Broadway, dor liggt 'n lütjen Karthof linker Hand. Dor befeelen wi 'n Denkmäl un versöchden, de Inschrift dorup van de Straat uut to lesen. Dat weer för en Seekaptein of Admiral of so wat, un wi studeeren de Inschrift, as up einmal achter uns de bekannte Stimme froog: „Geiht dat hier hen na Missouri?“ As wi uns ümdreihn, saggen wi Jann van de Moorlant, as he jüst 'n pitfeinen Gentleman mit disse Worden anrede, de aber an hüm vörbigung un hüm verdukt dor stahn leel. Jan geef 'n ganz wunnerliefe Figur off. Sien ganze Handwarkstüg, Haarstapel, Törßpa un Stäfelholtschen, harr he up de Pudel, un baven darup harr he noch sien Familienmatraz vant Schipp fastbunnen. Dat harr hüm woll to völ west, dat he de moje Strohsack, de he in Bremen mit veer Mark betahlt harr, so schändlicher Wies' in Stich laten full, un he much of woll löwt hemmen, dat se dor achter in Missouri gien Stroh mehr harren, un se blied weeren, wenn he mit 'n Sack vull Stroh dor ankweem. „En Stunnen liefut, Jan,“ seen wi an hüm, „denn kummt 'n Bahnhof, dor frag man weer to. Kummst aber van Abend nich mehr hen na Missouri!“ — „Dat maßt nix, id hebb 'n Billet, se moten mi free henlewern, dat dürt so lang as dat dürt.“

Sen gunt he mit grotsporige Träden, un sien Familje truck as 'n blauen Daaf der achter an. En halv Duzend Jungs, de süd insunnen harren, geewen hüm Geleit. Se reepen: „Shoot the hat!“ un frogen Jan, of bi hüm de Lü all blau up de Welt kamen deeden. Jan lehr süd nich daran, he schow los, as wenn he Sövenmielenstäfels an harr. De Jungs geesen de Verfolgung up, un na een Wiel seeg man noch in de Feern de tweeslaperige Strohsack as en Luftballon över de feine Cylinders, de de Broadway up un daal wannern, swewen; un weer na en Wiel, do was of de Luftballon in de Richtung na Missouri verschwunnen. Dat weer dat Letzte, wat wi van de blaue Familje sehn hebbt.

Westwardho!

Charles Kingsley.

Westwärts, gen Sonnenuntergang, wälzt sich der Strom der Menschheit. Seit uralten Zeiten hat ein unwiderstehlicher Drang nach Westen die Kinder dieser Erde getrieben. Für Amerika ist dieser Trieb von Osten nach Westen von ganz besonderer Bedeutung geworden. Sehr passend war es daher, daß der deutsche Maler Leuke unter sein berühmtes Wandgemälde im Kapitol zu Washington die Worte setzte: „Westward the course of empire takes its way“ Vor unsern Augen steigen dabei Gestalten aus alten Zeiten auf, die dies Wort bestätigen haben: Leif Ericson, der mit seinen Nordmännern westwärts bis zur Küste Nordamerikas segelte; Christoph Columbus, der mit seinen gold- und beutedürstigen Abenteurern die westindischen Inseln und das mittlere Amerika entdeckte und eroberte; Hendrick Hudson und die Herrschaft der Holländer am Hudsonstrom. Wir sehen im Geist die aus England vertriebenen Pilgerväter vor uns, die auf der Mayflower sich nach Westen einschifften, um in der neuen Welt ihrer Gewissensüberzeugung leben zu können; die ersten deutschen Einwanderer, die — um den

Schreckensfolgen des dreißigjährigen Krieges und den schmähligen Bedrückungen vonseiten Frankreichs zu entfliehen — sich westwärts nach Amerika wandten.

Selbst in Amerika ging der Zug der Weißen stets der untergehenden Sonne entgegen, bis sie, die roten Ureinwohner gewaltsam zurückdrängend, mit Pulver und Blei, mit Art und Brechpflug, mit Dampfmaschinen und überlegenem Geistes-schaffen das Land kultiviert und sich eine neue schöne Heimat bereitet hatten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die großen Präriestaaten des mittleren Westens der Ansiedlung im Großen geöffnet wurden und das Gold Kaliforniens seinen verführerischen Glanz bis in die östlichen Ansiedlungen — 4000 Meilen weit — warf, entstand eine richtige Völkerwanderung dahin. Die Berichte über den Reichtum und die Leichtigkeit, mit der man zu Geld und Gut kommen könnte, lauteten so günstig, und waren so übertrieben, daß nicht nur das lose Gesindel des Ostens, sondern auch „gesezte“ nüchtern denkende Familien, die ihr gutes



Nr. 139. Emminga — Golden (Ill.).

Auskommen hatten, den schillernden Lockungen folgten, das Ihrige zu Spottpreisen losschlugen und mit Hunderten und Tausenden in gleicher Lage sich aufmachten, um im Schlaraffenlande des fernen „wilden“ Westens das Glück zu erjagen. Manchen, besonders denen, die sich der Farmwirtschaft widmeten, ist es gelungen; viele sind aber auch bei ihrem Vorhaben elend zugrunde gegangen.

Unter den sich über den Mississippi, den Vater der Ströme, drängenden Scharen finden sich auch die Männer und Frauen, welche den Grund zu der größten Ostfriesenkolonie in Amerika, die sich über die Counties Grundy, Butler und Hardin erstreckt, — im Jahre 1854 — gelegt haben. Die erst sechs bis sieben Jahre alte Mutterkolonie bei German Valen, Ill. blieb nicht von der Wanderlust, dem Zug nach dem Westen, verschont. Bei ihr nahm sie die Gestalt von „Jowafieber“ an, wovon selbst die Neueingewanderten befallen wurden. Eine ganze Zeitlang bildete Jowaland das tägliche Gesprächsthema. (Schnüder, Die Ostfriesen in Amerika. S. 207 ff.)

Wie in dem großen Lande der unbegrenzten Möglichkeiten die Entwicklung mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschritt, entnehmen wir aus D. B.

Adens interessantem Reisebericht „Zu den Ostfriesen in Nebraska“ (1910): „Weiter rollte der Zug, der mich mal wieder gen Westen führt — durch ebene Strecken und hügeliges Gelände, und überall Farmen, große und kleine, Wahrzeichen friedlicher Kultur, und in gleichmäßiger Folge kleine Landstädtchen. Ist es möglich, daß erst reichlich 4 Jahrzehnte vergangen sind, seitdem die Kultur vorsichtig und schüchtern sich hierher wagte? Ein alter Pionier erzählte mir von der Zeit, da die ersten Züge dieser Bahn durch die Gegend fuhren. Wenn damals die Reisenden auf der weiten Ebene jagdbare Tiere in größerer Zahl erblickten, so hielt man unbesorgt auf freier Strecke an, Personal und Passagiere zogen ein Weilschen auf die Jagd und setzten nachher mit der Beute die Fahrt gemütlich fort. Das war vor kaum einem halben Jahrhundert. Und heute sieht alles so alt aus, so vieles ist schon verwittert und verlebt; so sorgsam ist alles abgegrenzt und ausgenutzt, als hätte die Kultur schon seit Generationen hier Heimatrecht; so gar kein Anzeichen sieht man mehr von der Neuheit des Landes, von Rothäuten und Büffeln und Wölfen und Blochhütten, nicht die geringste Spur mehr einstiger Romantik.“

Wie der Zug eine Wendung südwärts macht, sehen wir westlich in der Ferne dicken, dunklen Rauch aufsteigen aus unzähligen Schloten, und durch diesen schimmern in fast geisterhaften Schattenbildern Gebäude aller Art, Turmspitzen, eine ganze Stadt. Noch eine Weile, und plötzlich sehen wir ihn wieder in seiner ganzen behaglichen Breite, den allzeit und überall schmutzigen und unberechenbaren Missouri. Er sieht hier fast genau so aus wie höher im Norden, vielleicht ist er noch ein wenig breiter geworden. Auf einer hohen stolzen Brücke fahren wir hinüber und halten kurz darauf in dem Union-Bahnhof von Omaha. Trotz seines verhältnismäßig kurzen Lebens ist dies schon ein historischer Platz für den amerikanischen Westen. Es war vor nunmehr vierzig Jahren, als von hier aus die Riesenaufgabe eines Bahnbaus zum Pacific begonnen wurde, und damit wurde dieser Bahnhof der Ausgangspunkt der Besiedelung des ganzen Westens. Fast alle die alten Pioniere, die in früheren Zeiten nach dem geheimnisvollen Westen zogen bis jenseits der gigantischen Felsengebirge, zu den lodenden Goldfeldern Kolorados und Californiens, sie alle sind durch diesen Bahnhof gereist. Alle Nationen und alle Altersunterschiede mischten sich durcheinander: junge Leute, denen kaum der erste Bart sproß, beseelt von ganz überschwenglichen Hoffnungen; graue, verwitterte Männer, die hundertmal vom Glück gelockt und getäuscht noch einmal der verführerischen Göttin folgten; kräftige und mutige Männer, die fest und beharrlich ihr Ziel im Auge haben; abgebrochene Existenzen aus der ganzen Welt, von denen viele nicht von Hause aus für ein solches Desperatenleben bestimmt waren. In solchen gemischten Gesellschaften zogen sie in ununterbrochenen Scharen gen Westen, und was sie dort erreichten, steht wohl einzig da in der Geschichte der Kultur. Sie waren die Bahnbrecher für die Erschließung eines Riesenlandes mit einem Reichtum und einer Fülle der Erzeugnisse, die heute die Bewunderung der Welt erregen.“

Im Gegensatz zu den ersten ostfriesischen Ansiedlern bei der Mutterkolonie German Valley, Ill. können unsere Landsleute in Hardin und Grundy Counties noch von dort hausenden

Indianern

aus der ersten Zeit erzählen. Am Beaver Creek, besonders aber am Iowa River hausten sie in beträchtlicher Anzahl. Doch haben sie den Ansiedlern nie ein Leid zugefügt. Oft stellten sie sich bei ihnen ein, um sich Erwaren, etwas Pferdefutter oder auch ein Schweinchen zu erbetteln. Die Frauen hatten dabei ihre Kinder nach

Indianerart auf dem Rücken oder auch an den Sätteln ihrer Ponies angeschnallt. Da schauten dann die kleinen „Papoose“ aus ihrer Umhüllung heraus, „as een Duv ut sien Nest,“ wie einer der Alten es ausdrückte. Nur wenn die Indianer wußten, daß die Männer nicht zu Hause waren, wurden sie lästig und zudringlich, fingen sich Hühner, rupften, brieten und verzehrten sie vor den Augen der geängsteten Ostfriesinnen. Als aber die Zahl der Ansiedler immer größer ward, verschwanden diese spärlichen Überreste der Ureinwohner, wie auch das Wild, mit welchem sie meist ihr frugales Leben fristeten, von der Bildfläche und suchten sich angenehmere und ergiebigere Jagdgründe auf den weiteren und öderen Prärien Nebraschas und der beiden Dakotas.

Welch große Wandlungen mit den Indianern durch die fortschreitende Kultur vor sich gegangen, davon erzählt anschaulich D. B. Alden in dem Aufsatz „Bis zum Missouri“ — Meine Reise zur landwirtschaftlichen Ausstellung



Nr. 140. Die Freiheitsstatue am Eingang des Hafens von New-York.



Nr. 141. Das Woolworth Building, der Zeigefinger New-Yorks.

in Sioux City.“ „Ich besteige einen Straßenbahnwagen zur Fahrt durch die Stadt der Sioux. Und ehe ich mich versehe, sitze ich neben einer alten Indianerfrau. Wohl erregen die breiten Straßen und die Geschäftspaläste der emporstrebenden Metropole des nördlichen Mittelwestens meine Aufmerksamkeit, die Alte an meiner Seite interessiert mich fast mehr. In ihrem Gemüte möchte ich lesen. Dort, wo wir jetzt dahinsausen in der surrenden Car, da lebte sie in ihren Jugendentagen die freie, frohe Herrlichkeit des Indianerlebens. Dort im Walde in der Nähe der Stadt steht noch die Gerichtseiche, noch heute Council Oak genannt, wo die stolzen, mutigen Leute vom Stamm der Sioux ihre Versammlungen hielten; auch sie wird dabei gewesen sein und den kriegerischen Worten der Häuptlinge gelauscht haben; auch sie wird einst auf schnellem Pferde hier über Hügel und Prärie gestürmt sein; auch sie hat mitgeholfen im vergeblichen Verteidigungskampfe gegen die immer weiter vordringenden Blazgesichter. Und nun sitzt sie friedlich in der Elektrischen und fährt auf dem Grund und Boden ihrer stürmischen Jugentage für 5 Cents zum Woodland-Park. Sie ist noch eine von den Alten, eingehüllt in ein buntschillerndes Tuch. Aber nicht, daß sie die übermodern zuge-

stutzten Damen im Wagen bewundernd oder gar neidisch und neugierig angeschaut hätte, sie würdigt diese keines Blickes, fest und starr sieht sie gerade aus; stolz und hart sind noch ihre Züge, selbst das traurige Schicksal ihres Stammes hat keine Spuren einzugraben vermocht.

Es gibt noch viele Indianer in der Stadt der Sioux, viele, die nicht mehr als Söhne der freien Herren des Landes erwachsen. Sie sind auch nicht die kühnen, wagemütigen Krieger von ehemals, ganz haben sie sich geändert. Noch haben sie das tiefschwarze Haar der Väter, noch leuchtet bisweilen in den Augen ein Abglanz der ehemaligen Ruhmeszeiten, aber sie sind nicht mehr die echten roten Söhne, fast sind sie so hell wie ein Europäer. Den Wigwam haben sie an Wild-West-Ausstellungen verkauft und ihre Waffen und Geräte an Raritätenhändler. In modernen Kleidern und weißer Wäsche spazieren sie auf dem Straßenpflaster der modernen Stadt, auf demselben Boden, wo vor einem halben Jahrhundert ihre Väter den nach wilder Jagd erlegten Büffel am Lagerfeuer brien.

Der treffliche Erzähler weiß auch hier die Verbindungslinie zu den Ostfriesen zu ziehen, hören wir nur:

Durch eine pittoreske Hügellandschaft hatte uns inzwischen die elektrische Bahn einige Meilen hinausgeführt aus der Stadt bis zum schönen Woodland-Park. Dort herrscht heute überaus buntes Treiben. Es beginnt nämlich die große Interstate Live Stock Fair, eine große Ausstellung der Landesprodukte, die heuer im Riesenreich des Westens gewonnen sind. Eigentlich sollte es dem Namen nach ja nur eine Viehausstellung sein, doch ist sie zu einer Ausstellung aller Landesprodukte ausgewachsen . . . An der dem Ausstellungsplatz gegenüberliegenden Seite dehnt sich ein friedlicher Wald aus, schön in den ersten Farbentönen des Herbstes, ein wohlthuender Gegensatz zu dem lauten Riesenjahrmarkt gegenüber. Davor ist ein großes Schild angebracht, das in Riesenlettern die wichtige Meldung verkündet, daß auch hier in Sioux-City „E. und W.-Kleider die besten seien wie überall“. Jetzt auf der Rückfahrt fällt mir besonders die schöne Lage von Woodland-Park auf. Die mit prächtigem Laubwald bewachsenen Hügel erheben sich zu ansehnlicher Höhe, hier steil abfallend, dort flach anlaufend. An einer Stelle gewährt mir mein Sitz auf eine Weile einen schönen Ausblick durch ein malerisches Tal. Mitten in diesem taucht aber wieder ein Plakat auf: „E. und W.-Kleider . . .“ ärgerlich wende ich mich nach der anderen Seite — dort wird Kautabak angepriesen. Kurz darauf an einer Straßentkreuzung prangt es schon wieder: „E. und W.-Kleider.“ Diese amerikanischen Vandalen, die auf der Jagd nach dem Dollar nicht mal die idyllische Schönheit der Natur respektieren und in ihrer Geschäftswut genußreiche Ruhepunkte des Auges mit Anpreisungen von Kleiderzeug und Kautabak bekleistern! . . . Hinter diesem Namen „E. und W.“ steckt ein ganz gewöhnlicher ostfriesischer Schneider, der am Anfang seiner erfolgreichen Schneiderlaufbahn den Krumhörnern Hosen und Jacken aus Englischleder und Fieschast anfertigte. Jetzt hantiert er seit langer Zeit nicht mehr mit Nadel und Schere, verkauft aber mehr Kleider im Jahr, als das ganze Krumhorn verbraucht. Nicht nur hier in Sioux City, noch in einer ganzen Reihe anderer bedeutender Städte hat er seine Geschäfte, besonders in Illinois. Alles betreibt er im Großen. Längst ist er ein gemachter Mann. Mittlerweile haben wir wieder das Geschäftsviertel der Stadt erreicht, vollbesetzte Wagen über Wagen begegnen uns, alle fahren zum Ausstellungsplatz, wo am Nachmittag ein großes Pferderennen veranstaltet wird. An einer Straßenecke steigen wir aus neben einem imposanten, fünfstöckigen Geschäftsgebäude — da steht's schon wieder: „E. und W.-Clothes.“ Dieser unvermeidliche Krumhörner!

Es gibt viel mehr Ostfriesen, die Glück hatten in geschäftlichen Unternehmungen in der neuen Welt. Da zielt den Umschlag einer der vornehmsten Zeitschriften

Nordamerikas ein künstlerisch ausgeführtes Inserat zur Empfehlung des über das ganze Land verbreiteten Mennens Toilet Powder. Die Schutzmarke dieses Artikels zeigt das Bild von Gerhard Mennen — einem Emden Kind. Selbst in der Wall-Street in New York, dort wo die Dollarkönige regieren, wird man einige Ostfriesen in leitenden Stellungen finden. Und im Kapitol des Staates Iowa findet man unter den Gesetzgebern einen gewöhnlichen Habbe Boomgaarden, einfach Habbe nennt er sich auch im offiziellen Register; und dieses meldet in seiner Biographie, daß er in der Village Groothusen in Germany geboren wurde. Das sind nur wenige, die mir gerade einfielen, aber überall im Land des Sternenbanners findet man Spuren von Ostfrieslands Söhnen.



Nr. 142. Hölzernes Farmerhaus.

**Du wirfst dich nähren deiner Hände Arbeit,
Wohl dir, du hast es gut.** (Pf. 128.)

Bis zu eigener Farm! das war die Lösung und das Ziel unserer meisten ostfriesischen Landsleute in Amerika. „Ali der Knecht“ und „Ali der Pächter“ — hier in Amerika wurde der dritte Teil erstrebt und erlebt: Ali der freie Besitzer von Haus und Hof.

Unter den verschiedenen Landarten war das sogenannte Regierungsland das billigste. Durch das Kongreßgesetz von 1796 waren die der Regierung gehörenden ungeheuren Landstrecken des Northwest-Territoriums in gleichgroße Townships ausgelegt worden. Jedes Township umfaßte 36 Quadratmeilen oder Sektionen von je 640 Acker. Jede Sektion wurde in vier Viertelsektionen von je 160 Acker eingeteilt. Manche von den ersten aus den östlichen Staaten kommenden Ansiedlern ließen sich auf solchem Lande nieder, ohne es gekauft zu haben. Sie wohnten darauf mit keinem anderen Rechte als dem des Erstangekommenen. Der eine machte dies vermeintliche Recht auf 160 Acker geltend, der andere auf mehr. Die Grenze bildete gewöhnlich eine um das Land gezogene Furche. Das

so beanspruchte Land ging unter dem Namen Claim. Wollten sie dem Claim vor dem Gesetze Gültigkeit verschaffen, so konnten sie ihren Anspruch, jedoch auf nur 160 Ader oder weniger, in der Regierungslandoffice, die sich für das nördliche Illinois in Dixon befand, einschreiben lassen. Das kostete nur die persönliche Gegenwart des Ansprucherhebenden und die Einschreibengebühren; das gab ihm den alleinigen Gebrauch des Landes auf ein Jahr. Diese Registrierung mußte alljährlich geschehen. Ließ er das Jahr ablaufen, ohne seinen Anspruch in der Landoffice zu erneuern, so konnte irgend ein anderer Ansiedler durch Einschreiben dasselbe Stück Land beanspruchen. Oder er konnte es durch Kauf für alle Zeiten erwerben. Der für Regierungsland zu zahlende Preis war nur 1,25 Dollar pro Ader.

Ging Regierungsland in die Hände der Ostfriesen über, so war es fast immer durch Kauf. Doch gab es auch einige, die Claims aufnahmen. Daß sie dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen mußten und dabei den bittersten Haß der ohne Besitzrecht darauf sitzenden Amerikaner erregten, wird von vielen bezeugt. Mancher Ostfriesen hat damals — in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts — durch Land, das er für 1,25 Dollar den Ader kaufen konnte, den Grund zu seinem späteren großen Wohlstande gelegt.

Neben dem Regierungsland gab es noch sogenanntes Soldatenland. Soldaten, die den mexikanischen Krieg 1846—47 mitgemacht, erhielten von der Regierung je 160 Ader freies Land. Dies geschah teilweise, um die Verdienste der Soldaten würdig zu belohnen, und teilweise um die großen Landgebiete des Nordwestens schneller zu besiedeln. Allein, die meisten Vaterlandsverteidiger zeigten keine Lust, sich auf diesen einsamen Heimstätten anzusiedeln, sondern übergaben sie den Landagenten zum Verkauf zu einem angemessenen Preis. Viel dieses Soldatenlandes war zu 1,25 Dollar bis 2,50 Dollar pro Ader zu haben. Später ging es jedoch bedeutend in die Höhe.

Noch eine andere Art Land bildete das Schulland. Bei Auslegung der Townships überwies die Regierung jedem Township eine ganze Sektion Land, 640 Ader. Die Einkünfte desselben sollten den im Township befindlichen Schulen zugute kommen. Anstatt sie zu einem annehmbaren Pachtzins zu verpachten, um dadurch eine stetig fließende Einnahmequelle für Schulzwecke zu erlangen, wurden sie vielfach zu einem Schleuderpreis verkauft. Die Einsicht kam leider zu spät. Heute gibt es nur wenige Townships, die noch im Besitz jener Schenkung sind. Die Ausgaben für die öffentlichen Schulen mußten daher durch Auferlegung direkter Steuern gedeckt werden. Für unsere ostfriesischen Landsleute, die das Schulland damals erwarben, war es freilich eine hochwillkommene Gelegenheit, auf billige Weise zu Hab und Gut zu gelangen.

Dann gab es endlich noch Spekulanteland. Reiche Männer aus östlichen Ländern und Städten und Landgesellschaften kauften möglichst viel von den eben angeführten Ländereien auf, hielten sie eine zeitlang für Spekulationszwecke und offerierten sie dann den kauflustigen Ansiedlern zu guten Profiten. So besaß ein New-Yorker, namens Partridge, große Strecken Landes im östlichen Midott. Das New-Yorker Land ging allmählich ganz in die Hände der Ostfriesen über. Wenn auch die Zeiten von 1,25 Dollar pro Ader dahin waren, und 8—20 Dollar bezahlt werden mußten, so war es immerhin noch billig. Und dieser Umstand bildet eine der Hauptursachen für die durch starke Einwanderung hervorgerufene Vermehrung der Kolonie in den fünfziger Jahren.

Raum waren die Ansiedler in einer jungen Kolonie in den Besitz einer eigenen Scholle gekommen, so drang die Nachricht davon brieflich in die alte Heimat, wie wohl es den einst Armen und Elenden im neuen Lande gehe, wie sie ein eigen Hab und Gut bewirtschafteten, wie sie mit jedem Arbeitstag, mit

jeder Furche, die sie zogen, den errungenen Besitz befestigten; wie sie selbstdenkend und selbstbestimmend im freien Lande schalteten. Die Sehnsucht nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit hatte die ersten Pioniere in das Land getrieben. Nun da sie ihr Ziel erreichten, folgte durch Briefe ermuntert der Verwandte dem Verwandten, der Freund dem Freunde, der Nachbar dem Nachbar, der Landsmann dem Landsmann in das viel versprechende und viel haltende junge Land.

Sehr anschaulich schildert D. B. Uden-Breda (Ia.)

„Eine Landverteilung in Amerika“

im Oktober 1908: Alle Eisenbahnwagen waren dicht besetzt von Leuten, besonders auch aus den Ansiedlungen unserer Ostfriesen, die gen Westen fuhren, und das Ziel aller derer war „Tripp County.“ Was war es nun, das alle diese Leute nach dem geheimnisvollen Tripp County in Bewegung setzte?



Nr. 143. Amerikanische Farm.

Nun, dort hielt Onkel Sam selbst eine Lotterie ab, und zwar eine Landlotterie, bei der alle Gewinne nur aus Land bestanden. Es war keine kleine Fläche, welche die Regierung der Vereinigten Staaten zur Verlosung stellte, sondern ein ansehnliches Ländchen von 760 000 Acre oder reichlich 307 500 ha Größe (etwa so groß wie Ostfriesland). Es bildete einen Teil des großen, seinerzeit den Indianern angewiesenen Prärielandes. Die Vereinigten Staaten haben von den ihnen vor einigen Jahrzehnten noch zur Verfügung stehenden kolossal ausgedehnten Ländereien des sogenannten wilden Westens nichts mehr übrig. In fast verschwenderisch zu nennender Weise wurde es unter die Leute gebracht. Jeder, der nur vorgab, Land kultivieren zu wollen, bekam auf sein ehrliches Gesicht hin in liberalster Weise sogut wie umsonst eine sogenannte Heimstätte. Große Landflächen aber, die bisher noch keine Pflugschar sahen, besitzen noch die Indianer in ihren Reservationen. Diese roten Söhne der Wildnis sind aber durch die Zurückdrängung auf ein begrenztes Gebiet und durch die infolge der Berührung mit den Weißen vielfach erfolgte Änderung der Lebensweise in ihrer Volkskraft gebrochen; und ihre Zahl wird fortwährend geringer. So nutzen die Sioux-Indianer, die

in den Reservationen in Süd-Dakota noch umfangreiches Prärieland besitzen, dieses nur zum kleinen Teil aus. Als die Regierung der Vereinigten Staaten ihnen deshalb den Vorschlag machte, ihr einen Teil zu verkaufen, da beschloßen die Rothäute in einer Stammesversammlung sofort, gegen einen angemessenen Preis dem großen weißen Vater in Washington einen Teil zu überlassen. Und dies von den Indianern erworbene Land ist das anfangs erwähnte Tripp-County.

Bald nach der Erwerbung erschienen nun die Landmesser in der Wildnis, um die ganze Fläche in Quadrate von je einer englischen Quadratmeile auszumessen; diese Quadrate wurden wieder in Viertel geteilt, jedes derselben 160 Acre Land enthaltend. Eine solche Fläche bildet dann eine Heimstätte. Nun galt es, Kolonisten für dieses Land zu finden, und zu diesem Zweck wurde eine öffentliche Auslosung veranstaltet. Die Bedingung zur Erlangung einer solchen Farm waren gegen früher wesentlich verschärft. Besonders wurde darauf gesehen, daß keine Person, die schon früher einmal eine Heimstätte von der Regierung erhielt, noch einmal eine solche bekam. Darum mußte ein jeder, der auf eine solche reflektierte, sich innerhalb einer bestimmten Zeit in einem Grenzstädtchen des Neulandes persönlich einfinden, sich für die Verlosung registrieren lassen und vierzehn Dollar Gebühren zahlen. Der etwaige Gewinner mußte 14 Monate auf seiner neuen Farm ununterbrochen wohnen und dann für jeden Acre 6 Dollar, im Ganzen 960 Dollar zahlen, konnte diese Summe aber auch in Raten von jährlich 192 Dollar abtragen, erhielt dann aber erst nach 5 Jahren das volle Eigentums- und Verfügungsrecht an der Farm.

Es waren zusammen 114769 Anmeldungen eingetragen, und ebenso viele Lose waren demnach auch in der Lotterie. Diesen standen aber nur 6000 Gewinne gegenüber, alle gleich groß; wenn man keinen Gewinn erzielte, hatte man nur die vierzehn Dollar Einschreibegebühren und die allerdings nicht unerheblichen Reisekosten zu verlieren.

Natürlich versuchten auch unsere Landsleute ihr Glück in großer Zahl — wo wären überhaupt hierzulande keine Ostfriesen mit dabei gewesen, wenn gutes Land zu haben war?

Am 19. Oktober und den folgenden Tagen fand dann in Dallas die Verlosung statt. Kleine Mädchen spielten auch hier die Rolle des glücklichen Zufalls, bis alle 6000 Gewinne heraus waren. Auch eine ganze Reihe ostfriesischer Namen befand sich auf der Gewinnliste. Das Land ist zurzeit (1909) noch wilde Prärie, zum großen Teil etwas wellenförmig und zum Ackerbau wie zur Viehzucht voraussichtlich gut geeignet. Wahrscheinlich werden hier alle Getreidearten und auch Mais gut gedeihen, besonders wenn erst durch die mit der Zeit immer dichter werdende Besiedelung und Bepflanzung die klimatischen Verhältnisse stetiger werden, wodurch nicht so leicht Fehlernten zu befürchten sind. Könnte man zum Beispiel das Land unter ostfriesische Fehnkolonisten verteilen, so wäre es ohne Zweifel in einigen Jahren in eine herrliche Gegend verwandelt.

Was wird nun aber wohl seine Zukunft sein? Viele, die nun glückliche Besitzer einer Tripp County-Heimstätte sind, werden ihre 160 Acre Land, reichlich 64 ha, besuchen und von der Einsamkeit der Gegend erschreckt — schleunigst wieder nach Hause reisen, und sich dort überhaupt nicht wieder sehen lassen; ihre „Gewinne“ wird die Regierung wieder übernehmen. Wieder ein anderer Teil der Gewinner wird die 14 Monate lang in einer notdürftig hergestellten Block- oder Erdhütte auf der Farm wohnen, einige „Verbesserungen“ machen, seine 6 Dollar pro Acre bezahlen und dann die ganze Farm sich selbst überlassen, solange, bis die Landpreise dort derart gestiegen sind, daß ein Verkauf sich lohnt. Die andern aber, die 5 Jahre dort aushalten müssen, werden nach Ablauf dieser Zeit, wenn das Land irgendwie gut ist, ihr neues Heim nicht mehr verlassen

wollen. Diese sind die Pioniere der Wildnis. Und wer nach einem Jahrzehnt das neue Land mit der Eisenbahn durchfährt, wird manches freundliche Wohnhaus, manches weite Fruchtfeld und alle modernen Bequemlichkeiten finden; an der Eisenbahn entlang werden neue Städtchen entstehen. Wiederum hat dann die Kultur ein Stück unbenutzten, aber reichen Bodens der Wildnis abgetrogt, und nicht mehr lange wird es dauern, dann wird der ganze „wilde Westen“ mit all seiner Romantik der Vergangenheit angehören.

„Pioniere der Wildnis“ —

das waren in der Tat auch unsere ersten ostfriesischen Ansiedler! Die Anfänge der ostfriesischen Mutterkolonien: wie bescheiden, wie klein! Wie haben unsere Altvordern gearbeitet, gesorgt, gespart! Welche Entbehrungen mußten sie durchmachen, um sich eine unabhängige Existenz und ihren Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen!



Nr. 144. Heferernte.

Ihrer rüstigen Schaffenskraft, ihrer Unverzagtheit in den widrigsten Verhältnissen, ihren Entbehrungen und selbstlosen Entsagungen, ihren Kämpfen und Leiden, ihrem Glauben, Hoffen, Vertrauen und Überwinden hat das jetzige Geschlecht der amerikanischen Ostfriesen Unendliches zu danken. Sie legten das Fundament für Glück und Wohlstand und Kraft ihrer Nachkommen. Sie waren die Vorposten der Zivilisation, deren Zwecken sie dienten, indem sie für Jahre auf die Segnungen der Zivilisation verzichteten; sie waren die Helden der Arbeit, über deren Leiber hinweg die Größe dieses neuen Landes, das an Macht jedes andere überstrahlt, seinen Einzug halten sollte. Abseits der Wege, die Handel und Gewerbe errichtet, gingen sie auf Indianerpfaden und schlugen endlich ihre Hütte inmitten einer Einsamkeit auf, deren Stille unterbrochen wurde, als ihre Axt die Bäume zu dem Blockhause fällte, das ihnen und ihrem Weibe Schutz und Obdach gewähren sollte.

Fußdicke Baumstämme wurden aus dem „Busch“ herbeigeholt und mit Hilfe williger Nachbarn, die mit der Axt besser umzugehen verstanden als die „Grünen“, die Neulinge, aufeinander gefügt. Sie wurden an den Ecken aufeinander ein-

geferbt, so daß einer den anderen festhielt. Innerhalb der Hütte wurden sie ein wenig behauen, nach außen hin in der Rinde gelassen. Gewöhnlich errichtete man eine Hütte etwas länger als breit, von ungefähr 14×24 Fuß Größe, einstöckig und von 8 Fuß Höhe. Über diesem Raum wurde eine Zimmerdecke aus ungehobelten Brettern oder dünneren Baumstämmen angebracht, und oben darüber ein Dach aus Stroh, Gras oder auch billigen Brettern. Dadurch entstand ein Dachraum (Upböön), niedrig zwar, aber doch hoch genug, um als Schlafraum für Knaben zu dienen. Um dem Winde den Zutritt zu wehren, wurden die Fugen zwischen den Baumstämmen von außen und innen mit allerlei Dingen verstopft und mit einer Lehmsschicht dicht verschmiert. Eine einzige Tür bildete den Eingang und ein Fensterchen warf Licht in den Raum. Der eine Raum diente als Wohnstube, Schlafstube, Arbeitsstube, Küche, Keller, Spielraum für die Kinder, ja für jeden Zweck, wozu man heute Wohnungen mit 8—10 Zimmern nötig hat.

Treten wir ein, um die innere Einrichtung einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Dort in der Ecke steht ein Bett, dessen Aussehen sofort verrät, daß es aus des Hausherrn eigener Hand hervorgegangen ist. Nur ein Bettpfosten, da die Wände anstelle der übrigen Dienste tun. Anstatt der Latten sind starke Stricke quer darübergezogen, worauf als Matraze ein mit Stroh, Heu oder Maisblättern gefüllter Strohsack liegt. Aus der alten Heimat mitgebrachte leinene Betttücher und Federbetten vervollständigen das Lager für Vater und Mutter. Neben dem Bett steht ein Regenschirm, den man nicht selten in regnerischer Nacht über das Lager spannt, da das Stroh- oder Bretterdach bald den Regen durchläßt. Ein Kinderbett für die Kleinsten, der sogenannte „Underschuver“ steht tagsüber unter dem elterlichen Lager, während es am Abend zum Gebrauch hervorgezogen wird. Die größeren Kinder, der Knecht und etwaige Gäste haben ihr Nachtlager „up Böön“. Auf einer Leiter müssen sie hinaufklettern und in gebückter Stellung sich bewegen; denn das Dach ist niedrig, an den Seiten nur zwei Fuß über der Zimmerdecke. Gut zudecken müssen sie sich schon, denn im Winter kommt es nicht selten vor, daß sie morgens mit hineingewehtem Schnee schier bedeckt und daß sie eiskalter Zugluft ausgesetzt sind. Schier unglaublich klingt es, daß zu Zeiten in solch kleiner Hütte Schlafraum gefunden wurde nicht nur für die meist zahlreiche Familie selbst, sondern auch noch für eine oder sogar zwei Familien, die sich wochenlang bei ihnen aufhielten, wartend auf die Fertigstellung der eigenen Blockhütte.

An dem anderen Ende der Stube — der Bettstelle gegenüber — ist der kleine dreibeinige Ofen aufgestellt. Es muß schon tüchtig eingeheizt werden, um die zugige Blockhütte warm zu halten. Als Feuerung wandern hinein Holz, Maiskolben, in Knoten gedrehtes Stroh und Heu, selbst getrocknete Kuhfladen verschmählt man nicht als Heizungs mittel. Erst später, nachdem die Bahn durch die Gegend gelegt, führte man die Kohle ein. Wenn der Wind am Abend gar zu kalt über die offene Prärie und um die durch keine Bäume geschützte Wohnung heulte, suchten sich die Kleinen — Jan und Trientje — den wärmsten Platz im Hause, und der war bei Hund und Kaze hinter dem Ofen. Hier schliefen sie bald ein, um dann von Mutter- oder Schwesterhand hervorgeholt und in ihrem weichen Underschuver gebettet zu werden.

Vor einer langen an der Wand befestigten Bank steht der schwere, solide Tisch, dessen Zusammensetzung sofort andeutet, daß er weder aus einer Möbelfabrik, noch auch aus der Hand eines geschulten Schreiners hervorgegangen ist. Auch einige einfache Holzstühle, die sich mehr durch Unbeholfenheit ihrer Linien als durch Bequemlichkeit auszeichnen, stehen hier und da im Wohnraume. Überall an den Wänden entlang sind große, von drüben mitgebrachte Kisten aufgestellt, die bei manchen Familien jahrelang Tisch und Stuhl ersetzen müssen. In sie

werden die Kleider, Bettleinen und anderes, was einen guten Aufbewahrungsort nötig hat, verpackt. An ihren eisenbeschlagenen Seiten nagen die Mäuse umsonst. Das wenige Koch- und Eßgeschirr hängt an den Wänden, oder wird bei den besser situierten Familien in einem einfachen, an der Wand angebrachten Schranke aufbewahrt.

Zur Abendzeit wurde das Ganze mit einem kleinem Lichtlein nur spärlich beleuchtet. Glücklicherweise wurde in jenen Jahren nicht viel bei Licht gelesen, sondern man ging mit den Hühnern zu Bett, sonst hätte es viele kranke Augen gegeben, denn diese selbst hergestellten Lichter waren die reinsten „Qualmer“ oder „Stinker“. Später kamen selbstgegossene Kerzen in Gebrauch, noch später gestattete man sich den unerhörten Luxus einer Petroleumlampe. In einer solchen Blockhütte waren die Einrichtungen für persönliche Reinigung die primitivsten. In einem irdenen oder blechernen Gefäß wuschen sich nacheinander Vater, Mutter, Kind, Gast,



Nr. 145. Im Auto zur Besichtigung der Ernte.

Knecht, Magd. Auch hatten viele die Gepflogenheit, den Mund mit Wasser zu füllen, es in die Hände zu blasen und sich dann mit den nassen Händen das Gesicht zu waschen. Wie rein die Person dabei wurde, möge der Vorstellung des Lesers überlassen bleiben!

Eine andere Art Wohnungen, die man bald auführen konnte, bildeten die Erdhütten oder Rasenhütten, so genannt, weil sie aus Rasen gebaut wurden und ihr Inneres teils unter und teils über der Erdoberfläche lag. Solche dienten mancher ostfriesischen Familie bis zu zwei Jahren als Aufenthaltsort. Sobald es die Mittel erlaubten, baute man sich wohllichere und gesündere Framohäuser, wie sie heute allgemein üblich sind, nur kleiner, bescheidener, billiger. Um diese Häuser zu errichten, bedurfte man schon gelernter Zimmerleute. Anfangs der fünfziger Jahre fingen einige wohlhabendere Ostfriesen an, große Steinhäuser zu errichten. Kalkstein gab es in den Präriehügeln genug. Fast alle diese Häuser sind heute noch in gutem Zustande; doch haben sie sich nie recht einbürgern können. In unserer Zeit stehen nur noch wenige der aus der Pionierzeit stammenden Wohnungen. Die meisten sind abgerissen worden und haben andern modernen

Bauten Platz machen müssen. Die Erd- und Rasenhütten sind gänzlich verschwunden. Von den Blochhütten ist nur noch eine einzige — in der Mutterkolonie bei German Valley — vorhanden. Die dicken Baumstämme sind jedoch nicht mehr sichtbar, da man sie später mit einer Bretterverkleidung verdeckt hat. Sie wird wohl auch bald dem Zahn der Zeit zur Beute fallen. Das älteste dort noch stehende Framehaus diente längere Zeit auch als gottesdienstliches Lokal. Schade, daß diese beiden Denkmäler und Erinnerungszeichen aus alter Zeit dem Verfall so überlassen bleiben!

Wie haben sich die Wohnverhältnisse seit jener Zeit geändert! Anstelle der freistehenden Bloch- und Rasenhütten sind die inmitten schattiger und schützender Wäldchen, Obstgärten und Anlagen liegenden großen Wohnhäuser von heute getreten; gebaut von tüchtigen Baumeistern, eingeteilt in Wohn-, Empfangs-, Gast-, Kinder-, Dienstbotenzimmer, Küche und Keller und ausgestattet mit den besten und bequemsten Möbeln; die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt, mit Zentralheizung versehen, beleuchtet mit Gas oder Elektrizität, versehen mit den bequemsten Wasser-, Wasch- und Badeeinrichtungen. In diesen äußeren Verbesserungen lassen sie die Wohnungen der Väter weit zurück! Ob sie aber an das Glück und die Zufriedenheit, die innerhalb der kahlen Wände der Blochhütte ihr Heim gefunden, heranreichen? Hier herrschten Wohlwollen, Freundlichkeit, Glück und Zufriedenheit. Ein Geist der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit band die Väter im fremden Lande zusammen, so daß sie wie eine große Familie angesehen werden konnten. O du Blochhüttengeist, wohin bist du in unseren Tagen entflohen?

Vorwärts! Empor! Eisenbahnen und bessere Märkte.

Ehe der Pfiff der Lokomotive auf der Prärie gehört wurde und die Ansiedelungen mit den weiter östlich liegenden Städten in engere Verbindung traten, wurde der Verkehr durch die Postkutsche — Stage — aufrechterhalten. Sie beförderte Passagiere, Post und auch Fracht. Ihre Fahrt ging über die „State Roads“, so genannt, weil sie vom Staate angelegt und unterhalten wurden. Gewöhnlich hielten sich die Staatsfeldmesser bei der Auslegung dieser State-Roads an die ausgetretenen Indianerpfade. Bei guter Witterung machte die Postkutsche 60—70 Meilen täglich; die Pferde wurden dabei öfters gewechselt. Wenn auch die Reise im Vergleich mit der heutigen Passagierbeförderung selbstredend langsam vor sich ging, so entbehrte sie doch nicht einer gewissen Romantik. War dagegen die Witterung ungünstig und der Weg aufgeweicht, dann hörte die Gemütlichkeit und oft auch das Vorwärtstommen auf. „Im Dreck stecken geblieben“ war damals keine leere Redensart, sondern oft harte Wirklichkeit. Solche Erlebnisse schreckten viele Leute von längeren Reisen ab. Für Briefbeförderung mußte man in den Postkutschzeiten auch mehr als jetzt bezahlen — ein Brief nach New-York kostete 25 Cents, nach Ostfries-land sogar 50 Cents.

Eine völlige Umwälzung zum Besseren im Verkehr, in Lebensverhältnissen, in Absatzgebieten für Farmprodukte usw. fand statt, als die Eisenbahn ins nördliche Illinois kam und auch unsere ostfriesischen Kolonien berührte. Es ist nicht nötig, hier im einzelnen den wohlthätigen Einfluß zu schildern, den die Eisenbahnen auf die Entfaltung der einsamen Niederlassungen ausübten, und wie freudig ihr Erscheinen von den Ansiedlern begrüßt wurde. Nicht länger brauchten sie ihr Getreide ganz etwa nach Chicago zu fahren, da sie nun z. B. in Forreston, Bailleville, Ridott oder Freeport abliefern konnten, von wo es die Bahn nach Chicago weitertrug. Auch waren der Reise von Chicago nach der Mutterkolonie (German Valley Ill.) alle Schrecken und Beschwerden der mühseligen Ochsenfahrt genommen, sodaß die künftigen Einwanderer mit der Bahn bequem und ohne Bangen bis in die nächste Nähe von Freunden oder Verwandten fahren konnten.

Diese frohen Tatsachen fanden eiligst ihren Weg nach drüben, was zweifellos mit dazu beitrug, die Einwanderung von Ostfriesland in den folgenden Jahren immer stärker anschwellen zu lassen.

Vervollkommnung der Arbeitsmethoden.

Man geht nicht fehl, wenn man auch die Vervollkommnung der Arbeitsmethoden als gewichtigen Faktor für die zunehmende Einwanderung jener Jahre geltend macht. Wir, die wir gewöhnt sind, mit den allerbesten und vollkommensten Maschinen die Arbeit zu tun, können uns keinen Begriff machen von den primitiven Gerätschaften, deren sich die ersten Ansiedler jahrelang in Feld und Hof bedienen mußten. Als jene Pioniere ihr neues Heim gründeten und manches Jahr nachher, schlugen sie das Säetuch um Schulter und Arm, füllten es mit Saatkorn, gingen auf dem mit primitivem Pflug frischgepflügten Felde auf und ab und streuten mit jedem Schritt eine Handvoll auf das Land. „Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen...“ Bei dem Maiskorn verfuhr man anders. Nachdem das Land gepflügt und geeget worden, zog man zuerst mit zwei „Läusern“ parallele Spuren über die Länge des Feldes; dann zog man sie quer darüber. Wo sich die Spuren kreuzten, pflanzte man 3 oder 4 Körner mit der Hand, deckte sie zu und trat mit dem Fuß die Erde fest. Die gekrümmten Rücken vieler jener Pioniere legen beredtes Zeugnis ab von der Mühseligkeit dieses Verfahrens. — War der Weizen reif, so wurde er — gleich dem Heu — von den einen mit der Sense, von den andern mit der gerade damals auf den Markt gekommenen „Gerüstse“ — Cradle — geschnitten. Hinter dem Schnitter folgte der Sammler, der das geschnittene Getreide auf Häufchen legte. Hinter dem Sammler kam der Binder, der die Häufchen mit Strohseilen, die er aus dem frischgeschnittenen Getreide anfertigte, zu Garben zusammenband. Auf größeren Feldern sah man nicht selten 4 bis 5 Schnitter, jeden mit seinen zwei Trabanten. War das Getreide eingebracht, so wurde es mit Flegeln — oder angeblich auch einfach mit Stöcken! — gedroschen.

Allein, der menschliche Geist ist erfinderisch und fortwährend darauf bedacht, die Lebensverhältnisse und Arbeitsmethoden zu verbessern. Dampf- und Gasolin-

Ostfriesische Nachrichten

Seimatblatt der Ostfriesen in Amerika

Gründet von: L. Huendling, Breda, Iowa. Erscheint am 1. 10. nach 20. jeden Monats. Ostfriesische Nachrichten. Entered as second class matter at the postoffice at Breda, Iowa, L. Huendling, Publisher.

Jahrgang 43. **Abonnementpreis \$1.40 per Jahr.** **Breda, Carroll Co., Iowa, den 20. Juli 1924.** **Nach Ostfriesland und Senada \$1.00.** **Nummer 21.**

Dr. 146.

pflüge, die sechs bis zwölf breite Furchen ziehen; Säemaschinen und immermehr vervollkommnete Maiskornpflanzler; Erntemaschinen, die das Getreide schneiden, binden und auf einen Haufen werfen; Heumäher und Heuauslader; große Dreschmaschinen, die Stroh, Spreu und Körner voneinander scheiden; Maschinen, die den Mais schneiden, pflücken und schälen; Maschinen, die das Wasserpumpen, Melken, Entrahmen, Buttern, Waschen, Baden und Mahlen besorgen — sie kamen nach und nach auf und wurden mehr und mehr Gemeingut auch unter den ostfriesischen Farmern. Die Schnitter, Sammler und Binder verschwanden allmählich vom Felde und ließen die Arbeit durch die Maschinen tun. Auch der Flegel zum Dreschen wurde an den Nagel gehängt, um fortan als Kuriosum für spätere Geschlechter sein Dasein zu fristen. Heutzutage gibt es kaum eine Farm, die nicht mit den modernsten Maschinen mannigfaltiger Art ausgestattet wäre. Die vielleicht etwas märchenhaft ausgeschmückte Beschreibung dieser alle landwirtschaftliche Arbeit erleichternden Maschinen bewirkte vorläufig, daß drüben das Auswanderungsfieber noch heißer glühte und viele Familien den Entschluß faßten, sich nach dem fernen Eldorado, wo die Arbeit mit solchen Hilfsmitteln erleichtert und angenehm gemacht wurde, zu begeben.

So geschah es, daß bald die Ostfriesenkolonien ein anderes Gesicht zeigten, ganze Counties ausschließlich von Ostfriesen besiedelt und urbar gemacht waren. Ueberall erhoben sich anstelle der engen Blockhäuser schöne, geräumige Wohnhäuser und Stallungen aus Holz und Stein. Nach der Nord- und Westseite hin genossen sie den von den angepflanzten Windbreaks gebotenen Schutz. Stattliche Pferde sah man nun anstatt der langsamen Ochsen; Rindvieh, Schweine, Schafe und Geflügel gewährte man überall auf wohl eingezäunten Feldern. Durch die Bahnen und die an ihnen hin gegründeten Towns, Landstädtchen, waren die Absatzmärkte in nächste Nähe gerückt. Der aus dem Verkauf der Farmprodukte erzielte Reingewinn war daher bedeutend gestiegen, so daß Hypotheken und andere Schulden nun abgetragen werden konnten. Nach und nach fing man an, sich mit allerlei Komfort und den Annehmlichkeiten des Lebens zu umgeben, an welche sie in der alten Heimat nicht einmal hätten denken können. Wo man auch hinblickte, überall sah man bei den Arbeitsamen und Sparsamen die festen Grundlagen allmählich einkehrenden Wohlstandes, der in der Gegenwart bei unsern Landsleuten geradezu sprichwörtlich geworden ist. Für solche Existenzen allerdings, die im vermeintlichen Schlaraffenlande Amerika sich ohne viel Mühe und Anstrengung durchzufressen hofften, boten die Siedlungen unserer Farmer keinen gedeihlichen Boden. Sie gingen zugrunde. Denn wer in der neuen Welt vorwärts und zu einigem Wohlstande gelangen wollte, der mußte Fleiß und Sparsamkeit als unbedingte Voraussetzung besitzen. Und die fand man tatsächlich bei der überwiegenden Mehrheit der Ostfriesen. Ihre Wirtschaftlichkeit, frohes und beglückendes Schaffen verhieß aber auch mit einiger Sicherheit als Lohn ökonomische Unabhängigkeit, einen sorgenfreien Lebensabend und für die Kinder angenehmere Lebensbedingungen.

Hoch klingt das Lied — von der braven Frau!

Wohl ziemt es sich hier, der ostfriesischen Frau ein besonderes Ruhmesblatt zu widmen, die mit ihrem Gatten die Heimat verließ, sich in das ekelhafte Zwischendeck eines überfüllten Schiffes pferchen ließ, um bei der Überlandfahrt und endlich am Ziel in dem neuen Lande nur noch schwereres auf die allezeit willigen Schultern zu nehmen.

Überlandfahrt!? Es ist aus glaubwürdiger Quelle erzählt worden, daß eine Frau Lindemann die ungeheure Reise von New-York nach dem nördlichen Illinois zu Fuß gemacht habe! Ihr Mann war zunächst allein ausgewandert, um sich selbst erst zu überzeugen, ob es geraten wäre, die Familie nachkommen zu lassen.

Sein Ziel war Grand Detour in Illinois, in der Nähe des heutigen Dixon, wo damals eine Anzahl Ostfriesen in einer Pflugfabrik Beschäftigung gefunden hatten. Sechs Monate hielt es die Frau in ihrem ostfriesischen Dörfchen ohne ihren Mann aus. Als aber Monat auf Monat verging, ohne daß irgendwelche Kunde von ihm kam, wurde sie von unsäglicher Angst und Besorgnis um ihren Lebensgefährten erfaßt. Bald hatte sie ihr kleines Anwesen verkauft, nahm ihre kleinen Kinder und reiste dem Vater nach. Bei ihrer Landung in New-York fand sie, daß ihre Barschaft nicht ausreichte, sie per Bahn bis Illinois zu bringen. Kurz entschlossen



Nr. 147. L. Guendling-Breda.

machte sich das mutige Weib mit ihren Kleinen zu Fuß auf den Weg! Ein Weg von 1200 Meilen! Man stelle sich vor, unter welchen Entbehrungen die Mutter sich und ihre Kinder weitergeschleppt haben muß! Ohne Freunde, ohne Kenntnis der Landessprache, immer weiter tagaus, tagein durch die halbwilden Gegenden, ohne klare Vorstellung von der ungeheuren Entfernung, zu Zeiten das Weinen der müden Kinder beschwichtigend, zu Zeiten ihre eigene Verzagttheit niederkämpfend! Man schaue ihr im Geiste nach, wie sie mit den Kindern heute vom Hunger und morgen vom Durste gequält wird; bei der Suche um ein Nachtquartier oft rauh abgewiesen, in ihrer Herzensangst im Strohhaufen oder unter einem Baume ein Nachtlager bereitet; wie sie, um die Kinder besorgt, die Nacht schlaflos zubringt,

und am nächsten Morgen zum Umsinken müde sich im heißen Staube weiter-
schleppt! Wahrlich eine Heldin! Wunderbarerweise langte sie eines Tages in Grand
Detour bei ihrem erschrockenen, nichtsahnenden und doch so hochbeglückten Manne an!

Mit Rührung sieht das moderne Geschlecht von heute auf die Duldergestalt
der deutschen Pionierfrau. Arbeit und Entsagung sind ihr Los; ihr einziges Glück
das Glück des Mannes und der Kinder. Nichts für sich, alles für die Ihrigen,
heißt ihr Tun. Im selbstgemachten Rock, mit den derben, noch aus der Heimat
mitgebrachten Holzschuhen angetan, hilft sie auf Kosten ihrer äußeren Erscheinung
und Gesundheit dem Mann bei aller Arbeit auf dem Feld, im Haus und Stall.
Sie füttert das Vieh, melkt die Kühe, scheert die Schafe, spinnt die Wolle und
färbt sie, und webt das Zeug, aus dem sie dem Manne und den Kindern die
Kleidung verfertigt. Sie backt und kocht, sie wäscht und flicht und stopft, und findet
abends noch Zeit, den Kindern aus Bibel oder Gesangbuch vorzulesen, sie zu
unterrichten und auf Gottes Wegen zu halten. Oder beim Flackern des Herdfeuers
läßt sie das Spinnrad schnurren und erzählt den Kindern von der alten Heimat
jenseits des großen Meeres; und um die Weihnachtszeit, wenn die Flocken fallen
und Wald und Feld sich in ein weißes Winterkleid hüllen, vom Christkindlein und
singt mit ihnen die lieben Weihnachtslieder.

Was er der Mutter dankt, gesteht noch heute manch harter Mann mit Tränen
in den Augen, wenn er den eignen Kindern von den Nöten und Beschwerden der
Anfangsjahre berichtet!

Fast alle, die in jenen Anfangszeiten mitgewirkt und mitgerungen, sind nun
eingesammelt und liegen friedlich schlummernd auf dem Friedhofe der Ostfriesen-
gemeinden begraben. Aus ihren Gräbern tönt denen, die sich im Glanze ihres
Schaffens sonnen und seiner reichen Früchte genießen, ein Mahnruf entgegen, der
sich in Th. Körners Worte fassen läßt:

„Und stehst du dann, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heiligem Siegerglanz,
Vergiß die teuren Toten nicht und schmücke
Auch ihre Urne mit dem Eichenkranz!“

Unter dem Sternenbanner — bei den Ostfriesen.

Reisebrief aus Iowa, 20. Januar 1912.

... Während draußen solche Kälte herrschte, war es in den Herzen derer, zu
denen ich kam, um so wärmer. Ich kam ja zu den Ostfriesen; und wo immer in
der Welt man zu Ostfriesen kommt, da ist gut sein. Wie manchmal bin ich in
diesen Wochen bei den treuen Ostfriesen eingekehrt! Hat doch auch das syrische
Waisenhaus zu Jerusalem in der ganzen Welt kaum irgendwo bessere und treuere
Freunde als in Ostfriesland. Dort wo die Wogen der Nordsee an die Deiche
schlagen und die weiten gesegneten Marschen sich dehnen, da lebt ein treues edles
Geschlecht, unverbrüchlich an der guten Art der Väter festhaltend wie kein anderer
Volksstamm, ehrenfest in Sitten und Gesinnungen, brüderlich zusammenhaltend und
vor allem sein gediegenes Volkstum verklärend durch Gottesfurcht und Frömmigkeit.
Wo aber ein Volk solche Eigenschaften pflegt und mit allem Ernst auch gegen die
verslachenden Strömungen der Neuzeit festhält, „daselbst verheißt der Herr Segen
und Leben immer und ewiglich.“ Das sieht man auch an den Ostfriesen Nord-
Amerikas, die ihre Eigenart ebenso treu festgehalten haben wie in der deutschen
Heimat. Schon weiter im Süden, in Golden Ill., der Gemeinde meines Freundes
Pastor Dorow, deren Ältester mein Gastfreund und Kurator des syrischen Waisen-
hauses H. H. Emminga ist, war ich ja bei den Ostfriesen; und schon dort war mir
das Herz so warm geworden, daß mir manchmal der alte Reim des Ostfriesen-
liedes durch den Sinn ging:

In Ostfreesland mag it wesen,
Anders nargens leefer wesen,
Over Freesland geit der nix!

Es ist jetzt über zwei Menschenalter her, daß die ersten Ostfriesen hier herübergekommen sind. Sie haben sich fast alle rechts und links vom mittleren Mississippi in den Staaten Illinois und Iowa angesiedelt und sich mit der Zeit so vermehrt, daß in Amerika fast halb so viel Ostfriesen sind wie in Deutschland. Als sie herüberkamen, waren sie fast alle bitter arm. Nur die äußerste Not hatte in diesem heimattreuen Volk endlich den Entschluß reifen lassen, dem lieben Vaterland den Rücken zu kehren und in einer neuen Welt sein Glück zu versuchen. Barfuß oder



Nr. 148. Wohnhaus des Herrn L. Huendling bei Breda (Iowa).

in Holzschuhen wanderten sie durch das Land und verdienten sich zuerst in fremden Diensten ihr kärgliches Brot. Aber Fleiß und Tüchtigkeit setzten sie bald instand, sich eigenes Land zu erwerben; denn das Land war damals hundertmal billiger als heute. Dabei zeigte es sich, daß die Ostfriesen wahre Falkenaugen dafür hatten, wo das beste Land war. Immer suchten sie sich im breiten Mississippital solches plattes Land aus, wie es die Plattdeutschen in Ostfriesland gewohnt sind. Und während andere Auswanderer es oft unglücklich trafen und mit ihrem Land nicht recht vorwärtstamen, die von den Ostfriesen gewählten Ländereien erwiesen sich später immer als die fettesten und fruchtbarsten, ein wahres Gosen, das ihnen eine Fundgrube des Reichtums wurde. Und jemehr ihr Wohlstand wuchs, desto mehr Ländereien kauften sie sich in den westlichen Staaten an. Heute, wo die Preise so außerordentlich gestiegen sind, gibt es unter den Söhnen und Enkeln der damals blutarmen Einwanderer gar manchen, dem hier und weiter im Westen eine ganze

Grasschaft (county) fruchtbarsten Landes gehört, die sich nach jeder Richtung fünf Stunden ausdehnt.

Dabei halten sie wie im deutschen Heimatlande fest zusammen. Immer liegen ihre Ansiedlungen in sog. settlements beisammen. Steht irgendwo noch aus alter Zeit ein englisch-amerikanischer Farmer zwischen den ostfriesischen Besitzungen, so ruhen sie nicht, bis sie ihn — ob auch gegen sehr hohen Preis — hinausgekauft haben. In diesen settlements halten sie nun untereinander mit wunderbarer Zähigkeit fest an der Väter Art, Sprache und Sitte. Hört man sie miteinander sprechen, so möchte man meinen, man wäre an der deutschen Waterkant — in Emden oder Leer, Jemgum, Potshausen oder Stapelmoor.

Im Gegensatz zu den kinderarmen oder kinderlosen Englisch-Amerikanern sind sie alle kinderreich, die Farmer und ihre Pastoren. In dem trefflichen Ostfriesenpastor Potgeter lernte ich sogar einen Mann kennen, der mit freudestrahlenden Augen seine vier und ein halb Duzend Kinder vorstellte. Es waren nämlich vier Kinder und außerdem ein halbes Duzend, also im ganzen zehn.

Auch bei großem Reichtum, mit dem mancher Graf in Deutschland nicht wetteifern könnte, halten sie fest an der alten ostfriesischen Einfachheit, am Glauben der Väter, an den kirchlichen Sitten und Gebräuchen der alten Heimat. Wie lange das ihnen noch gelingen wird? Ich möchte wohl gern antworten „für immer“. Aber schon erscheinen die Anzeichen, daß auch in diese Hochburg kerndeutschen Wesens Bresche geschlagen werden wird. Schon fängt die junge Generation an, das Hochdeutsch nicht mehr zu lernen und zu üben, sondern sich auf das noch alle Familien beherrschende Plattdeutsch zu beschränken, während sie sonst in jeder Weise das Englisch bevorzugt. Das sind zweifellos die Vorboten des kommenden Untergangs des Deutschtums selbst unter den treuen Ostfriesen.

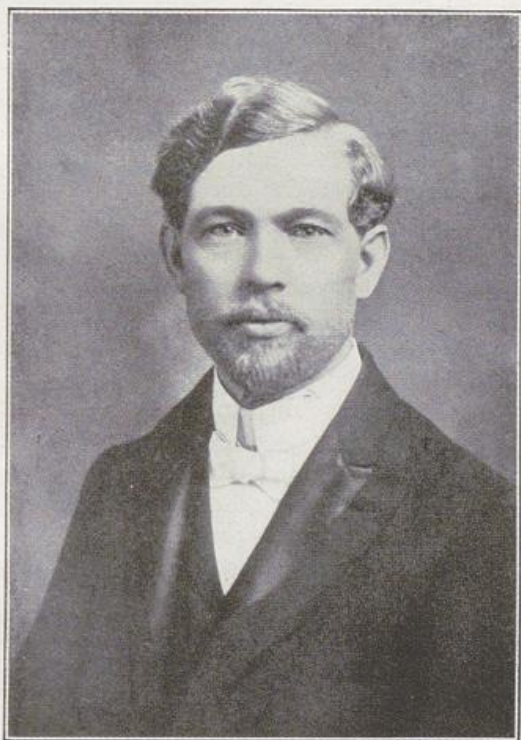
Mag sein, daß diese zu so gewaltigem Grundbesitz gelangten schlichten Familien in späterer Zeit die beherrschenden Magnaten und Aristokraten des mittleren amerikanischen Westens bilden werden. Aber diese Aristokraten werden dann nur noch Englisch sprechen und sich im besten Fall noch mit Liebe daran erinnern, daß ihre Väter einst dem Friesenvolke am Strande der deutschen Nordsee angehört haben. Das mag für einen Deutschen ein schmerzlicher Gedanke sein, aber es ist eine naturnotwendige Entwicklung, die keine Macht der Erde aufhalten wird. Merkwürdig aber war mir doch, daß ich so oft — nicht nur bei den Ostfriesen, sondern auch bei solchen deutschen Gemeinden, die schon stark in das englische Fahrwasser übergehen, aussprechen hörte: so sehr wir im täglichen Leben die englische Sprache bevorzugen, aber die Bibel und vollends das Gebet geht uns nur dann zu und von Herzen, wenn es deutsch ist — eine interessante Bestätigung des Schenkendorf'schen Liedes:

„Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech ich wie der Mutter Mund.“

Wie die Ostfriesen in Deutschland, so haben auch ihre Vettern in Amerika die Mission im heiligen Lande besonders in ihr Herz geschlossen. Der Name des alten Superintendenten D. Schaaf in Potshausen, der einst in seinem „Ostfriesischen Sonntagsboten“ mit so freudiger Begeisterung für die Missionsarbeit des syrischen Waisenhauses in Jerusalem und Bir Salem eingetreten, der Name seines Sohnes und Amtsnachfolgers, der nun die seit 1525 ununterbrochene Pastorenreihe der Familie Schaaf fortsetzt und der sich außerdem um Nazareth große Verdienste erworben hat, sind auch hier überall wohl bekannt. In vielen Häusern liest man

hier wie drüben jenseits des Ozeans den liebgewordenen „Ostfriesischen Sonntagsboten,“ wie auch die hier erscheinenden trefflichen „Ostfriesischen Nachrichten“ (Herausgeber Rev. Dr. L. Hündling, Breda [Zowa]) in vielen Exemplaren in das alte ostfriesische Heimatland hinüberwandern.

Konfessionell haben sich hier in Amerika die Ostfriesen verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften angeschlossen. Die meisten gehören wie in der ostfriesischen Heimat der lutherischen oder reformierten Kirche an. Manche sind aber auch Mennoniten, Baptisten und Methodisten geworden. Und unter allen habe ich fromme treue Christen gefunden, die fest auf dem Boden der heiligen Schrift stehen und im Namen Jesu des Gekreuzigten ihren Wandel führen. Manchmal habe ich



Nr. 149. Pastor George Schnücker, Verfasser
des Buches „Die Ostfriesen in Amerika“ (1917).

in meinem äußeren Aufzug diese Vielgestaltigkeit der Bekenntnisse mit herumgetragen: ich trug eine mennonitische Pelzmütze, einen reformierten Pelz, eine lutherische Pelzdecke und fuhr in einem methodistischen Gespann. Man lernt auf solch einer Reise jede Engherzigkeit abstreifen, die in Gefahr steht, nur in der eigenen Gemeinschaft oder Landeskirche das Reich Gottes zu suchen und lernt allen Nachfolgern Jesu in allerlei Volk und Gemeinschaft von Herzen die Bruderhand reichen. Die einzelnen Kirchen, sofern sie an Gottes Wort und Jesu dem Gekreuzigten festhalten, erscheinen einem dann nur wie einzelne mehr oder weniger vollkommene Bauhütten, in denen je nach dem Verständnis der heiligen Schrift die lebendigen Bausteine zugerichtet werden für den großen ewigen Bau, den Christus — der ehemalige Baumeister von Nazareth — einmal aufrichten wird in Herrlichkeit.

(D. Ludwig Schneller „Unter dem Sternenbanner“. Amerikanische Reisebriefe, 2. Folge 1915.)

Die Ostfriesischen Nachrichten.

Herausgeber: L. Hündling-Breda (Iowa).

Die „Ostfriesischen Nachrichten“=Breda, Carroll Co., Iowa sind das einzige nichtkirchliche Blatt in Nordamerika, das von Ostfriesen bearbeitet und herausgegeben wird und auch ausschließlich unter Ostfriesen verbreitet und von ostfriesischen Familien gelesen wird. Durch die Herausgabe desselben — seit 1. Januar 1882 anfangs vierzehntäglich, später am 1., 10. und 20. jeden Monats — hat Reverend L. Hündling sich um die Erhaltung des Stammesbewußtseins in Amerika so verdient gemacht, wie kein anderer Mann. Der Heimats- und Jubiläums-Nummer vom 1. Januar 1912 hat der von allen Ostfriesen hien und drüben hochgeschätzte Herausgeber unter der Überschrift „Dreißig Jahre“ folgendes seine Zeitung aufs beste charakterisierende Geleitwort mit auf den Weg gegeben:

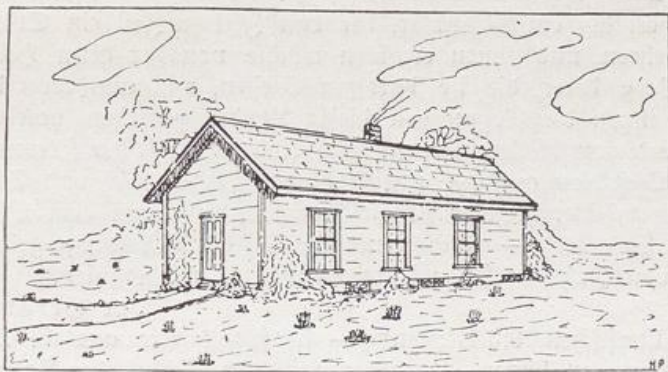
Als er vor 30 Jahren zu der Nummer vom 1. Januar 1882 für das eben ins Leben gerufene Blatt ein kurzes Vorwort schrieb, konnte er nicht ahnen, daß es ihm vergönnt sein würde, demselben nach 30 Jahren zum Beginn des 31. Jahrgangs wiederum ein Vorwort mit auf die Reise geben zu dürfen. Daß dies dennoch geschieht, dafür gebührt vor allem Gott die Ehre, der bis heute das Leben geschenkt und Kraft und Freudigkeit gegeben hat zur Arbeit. Wir wollen dafür dankbar sein, daß das Blatt seinen 31. Jahrgang antreten darf, und dabei auch besonders der vielen Freunde der O. N. gedenken, die durch ihre Mithilfe bei der Herausgabe und Verbreitung des Blattes dem Herausgeber treulich zur Seite standen, sowie des ganzen Leserkreises aus älterer und neuerer Zeit, der großen Anzahl von Lesern, die sich so treulich zu dem Blatte gehalten haben, wie wir es kaum hoffen und erwarten durften. Daß das Blatt das geworden ist, was es wurde, ist insonderheit das Verdienst unserer Ostfriesen selber, die die O. N. von Anfang an als ihr Blatt betrachteten und noch heute dafür als solches eintreten. Damit haben sie dem Herausgeber die Arbeit erleichtert. Ihnen allen, besonders auch dem alten Peter und seinem Freunde, dem Kasper, allen Mitarbeitern, sowie dem ganzen Leserkreise sei hiermit von dem Herausgeber Dank erstattet.

In dem Vorwort zu der Nummer vom 1. Januar 1882 wurde mitgeteilt, daß das Blatt dazu dienen und helfen solle, unter den hier wohnenden Ostfriesen die Beziehungen zu der alten Heimat aufrecht zu erhalten, womöglich die Bande noch enger zu knüpfen, und das Bewußtsein lebendig zu erhalten und zu pflegen, daß wir friesischen Stammes sind und uns unserer Heimat und deren Geschichte nicht zu schämen brauchen. Inwiefern dieses Ziel erreicht ist, darüber sei das Urteil dem Leserkreise überlassen. Der Herausgeber ist sich stets dessen bewußt geblieben, daß er immerhin nur einen Versuch hat machen können, dem vorgesteckten Ziele ein wenig näher zu kommen. Doch will es uns fast scheinen, als ob das ostfriesische Stammesbewußtsein unter unsern eingewanderten Ostfriesen und zum Teil unter ihren Kindern noch heute fast so lebendig und kräftig ist, wie dies vor 30 Jahren der Fall war. Und wenn diese Annahme richtig ist in diesem Lande, wo amerikanischer Geist und amerikanisches Wesen wie eine Sturmflut alles andere zu überfluten und wegzureißen drohen — und wenn dazu das Blatt hat mithelfen dürfen, so ist die Arbeit nicht vergeblich gewesen. Ein Volk ist ja reich in seiner Geschichte, die Eigenarten eines jeden Stammes mögen zum Teil von Nachteil sein, es liegen aber darin auch große Vorzüge, die erhalten und gepflegt werden sollen; wo nun die O. N. jahraus, jahrein in die Familien einführen durften, da wird das Blatt doch wohl einen viel größeren Einfluß ausgeübt haben, als viele denken mögen. Wir dürfen wohl die Hoffnung aussprechen,

daß der Einfluß des Blattes durch die vielen Jahre hindurch für viele ostfriesische Familien sich als ein heilsamer und wohlthuender erwiesen habe.

Weiter wurde in dem Vorwort zur ersten Nummer mitgeteilt, daß das Blatt dazu dienen solle, die verschiedenen, lokal oft weit voneinander entfernten ostfriesischen Kolonien in diesem Lande enger miteinander zu verbinden. Die Ostfriesen sollten durch das Blatt über den Stand, die Verhältnisse und die Entwicklung der verschiedenen Niederlassungen besser unterrichtet werden, an den Beschwerden und an dem Wohlergehen der andern Stammesgenossen teilnehmen und dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit pflegen. Auch dies ist in etwa erreicht worden, wie es einem jeden Leser kund wird durch die vielen Mitteilungen von Ost und West, von Süd und Nord, wie sie in einer jeden Nummer des Blattes gefunden werden. Das Verdienst dafür gebührt den treuen Mitarbeitern, die nicht müde werden, immer wieder von dem Wohl und Wehe der Ostfriesen in ihren Niederlassungen zu berichten.

Ferner wurde vor 30 Jahren in der ersten Nummer folgendes mitgeteilt: „Die Ostfriesischen Nachrichten sollen kein Kirchenblatt sein, wünschen auch kein



Nr. 150. Die erste Ostfriesenkirche in Amerika.
German Valley Ill. Erbaut 1851.

Kirchenblatt aus irgend einer Familie zu verdrängen. Doch soll das Blatt einen entschiedenen christlichen Standpunkt einnehmen und fest zu der in der heiligen Schrift uns geoffenbarten göttlichen Wahrheit halten.“ Der Herausgeber hat versucht, bis heute sich zu diesem Grundsatz auch im Blatte zu bekennen, auch glaubt er hierin der Zustimmung des weitaus größten Teil der Leser versichert sein zu dürfen. An freundlichen Worten der Aufmunterung, in demselben Geiste fortzufahren, hat es nicht gefehlt; so Gott will, soll dasselbe auch geschehen.

Noch ein Wort in bezug auf die Zukunft. Es wird fast keine Nummer der D. N. herausgegeben, in der nicht der Tod eines ostfriesischen Landsmannes angezeigt oder berichtet wird. In vielen ostfriesischen Ansiedlungen haben die „Alten“ schon den Pilgerstab aus den Händen gelegt, bald trägt man hier, bald dort einen alten Vater oder eine betagte Mutter zur letzten Ruhe. Fast alle waren treue Freunde des Blattes gewesen. In vielen Fällen, besonders dort, wo durch deutsche Gemeinde- und Sonntagschulen die deutsche Sprache gepflegt wurde, halten die Kinder, wenngleich hier geboren, zu dem Familienblatte, das von Vater und Mutter hoch geschätzt wurde; in sehr vielen Fällen heißt es aber auch: „Vater und Mutter sind gestorben, wir haben weiter kein Interesse an dem Blatt,“ oder auch: „wir können nicht deutsch lesen.“ So ist es — leider. Wir haben bisher für die abgehenden Leser besonders durch die ziemlich große Zahl der nach Ostfriesenland gesandten Exemplare in etwa Ersatz gefunden

Dem jüngeren Geschlechte aber, welches, wennschon hier geboren, doch in der Anhänglichkeit an das Familienblatt zugleich das Andenken an Vater und Mutter ehrt, sei hiermit noch besonders unser herzlichster Dank ausgesprochen.

Der Herausgeber selber ist, seitdem er jenes erste „Vorwort“ schrieb, auch um 30 Jahre älter geworden, und so sind auch über ihn in dieser langen Zeit allerlei Stürme des Lebens hinweggezogen. Die Herausgabe des Blattes ist ihm noch immer eine Lust und Freude, wennschon es ihm mehr und mehr an der nötigen Kraft fehlen mag. Da war es ihm angenehm, auf seiner Deutschlandreise vor mehreren Jahren mit Herrn D. B. Uden, gebürtig von Stradholt, Ostfr., bekannt zu werden, der dann bald darauf hierher übersiedelte und einen großen Teil der mit der Herausgabe des Blattes verbundenen Arbeit übernommen hat. So ist auch die Herausgabe dieser Heimats- und Jubiläumsnummer fast ganz sein Werk.

Und nun möchte der Herausgeber schließen mit denselben Worten, mit denen er bei der ersten Nummer vor 30 Jahren das Vorwort schloß: „Hiermit treten denn die „Ostfriesischen Nachrichten“ — auch fernerhin zum 31. Jahrgang im Jahre 1912 — ihren weiteren Gang an. Durch seinen Namen schon meldet sich das Blatt an als ein Bekannter, der von Zeit zu Zeit ein Stündlein bei den Ostfriesen eintreten und ihnen erzählen möchte von der alten Heimat, von dem Wohl und Wehe derer, die sie dort zurückließen, wie auch von den Schicksalen derer, die mit ihnen die Segnungen dieses Landes genießen, von denen sie aber oft durch Hunderte von Meilen getrennt sind. Und während der Herausgeber in dieser Nummer den Ostfriesen auf gut ostfriesisch sein „Viel Glück und Segen im neuen Jahre“ zurufen möchte, hofft er zu gleicher Zeit, daß man dem Blatte als einem willkommenen Besucher — auch fernerhin — die Einladung geben werde, von Zeit zu Zeit, von Jahr zu Jahr seine Besuche zu wiederholen.“

Der Herausgeber.

Die „Ostfriesischen Nachrichten“ — so fügen wir aus G. Schnücker „Die Ostfriesen in Amerika“ hinzu — werden mit dem Schluß des Jahres 1916 ihren 35. Jahrgang zum Abschluß bringen. Durch alle diese Jahre hindurch ist das Blatt durch denselben Herausgeber geleitet worden . . . Unter der Zahl der treuen Mitarbeiter ist besonders auch der „alte Peter“ zu nennen, der in einfacher, klarer Weise den Lesern eine kurze Übersicht über die Zeitereignisse gibt und immer daran erinnert, daß bei dem großen Wirrwarr unserer Zeit — im Weltkrieg (und auch in der Nachkriegszeit) — der ewige Gott es ist, der doch die Zügel der Weltregierung in seinen Händen hält.

Bei besonderen schicksalschweren Ereignissen, hier wie in der alten Heimat, hat das Blatt um die tätige Mithilfe der Leser gebeten und ist auch bei seiner Bitte um freundliche Teilnahme zur Vinderung der Not nicht von den Lesern abgewiesen worden. Insonderheit hat es sich bei dem schrecklichen Weltkrieg gezeigt, daß unsere Ostfriesen hier mit den Brüdern und Schwestern in der alten Heimat mitfühlen, daß sie im Geist mit ihnen mitkämpfen und mitleiden, und sie hätten sich in der Heimat aus Erz oder Marmor kein bleibenderes Denkmal setzen können, als sie es sich gesetzt haben durch die Sammlung einer Liebesgabe im Betrage von bis jetzt etwa 50000 Dollar zur Vinderung der Kriegsnot in der alten Heimat.

Wir dürfen hinzufügen, daß sich hernach in Geld und Geldeswert (an Kleidern, Lebens- und Genußmitteln) vorstehender Betrag vielleicht verzehnfacht hat, daß dadurch viele Tränen leidtragender Kriegshinterbliebenen getrocknet sind und tausendfacher Not besonders auch in dem verarmten Mittelstande wirksam abgeholfen ist. Dadurch ist auch das Zusammengehörigkeitsgefühl der Ostfriesen jenseits und diesseits des Ozeans — hoffentlich für immer — gekräftigt, wie das so vielfach in den Dankschreiben zum Ausdruck kommt.

An dem ganzen Liebeswerk für die alte Heimat hat der Herausgeber der Ostfriesischen Nachrichten-Breda durch seine immer wiederholten warmen Appelle an die Landsleute das allergrößte Verdienst. Neben ihm nennen wir noch einen Mann wie H. H. Emminga-Golden und die Deutschamerikanerin Ms. Mary Gallison, die nach dem Kriege Ostfriesland bereiste und drüben die Zustände der ostfriesischen Heimat wirksam zu schildern verstand. Unauslöschlich für immer sei die Erinnerung an die bewiesene Liebe und der Dank für die über alles Lob erhabene Barmherzigkeit. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann wie Orgelton und Glockenklang.“



Nr. 151. Kirche Hanover Gage Co., Nebraska.
Erbaut 1881.

Aus den Ostfriesischen Nachrichten.

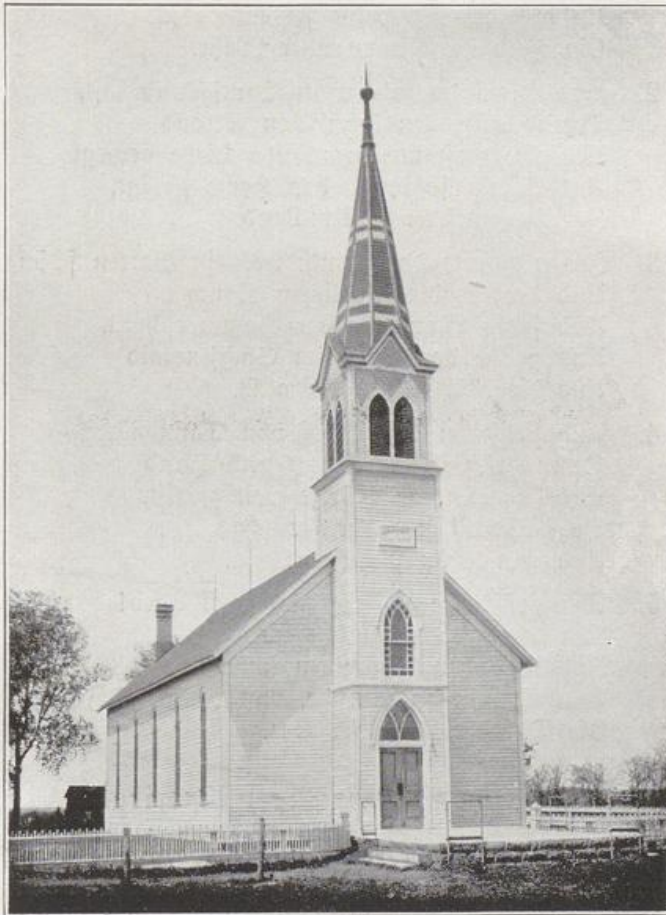
Wenn es uns der Platz gestattete, würden wir gern ausführlich berichten über den trefflichen Inhalt der Heimat-Nummern der Ostfriesischen Nachrichten 1. Januar 1912, 1913, 1914, Schilderungen aus der alten Heimat mit stimmungsvollen Bildern dazu von alten Kirchen, Fehnpartien, Dorfwirtshäusern. In den Kriegsjahren, wo so mancher Stoff von ehemals nicht zur Verfügung stand, wurde die liebende Erinnerung an das Friesenland wachgehalten durch Abdruck der „Heimat“ von M. Köppen-Bode, durch allerlei interessante Abschnitte aus Büchern der ostfriesischen Geschichte, der Heimat- und Volkskunde. Und als nun der furchtbare Krieg mit seinem Bann, den er auf die Landsleute drüben legte, vorüber war: da erwachte die Reise- und Wanderlust, man machte eine „Sommerfahrt“ zu entfernt wohnenden Verwandten und Freunden, man entschloß sich vielfach auch zu Reisen in die alte Heimat. Manche ausführliche Schilderung über solche finden wir in den Ostfriesischen Nachrichten Jahrg. 1921. „Hinnert auf der Heimfahrt“ und „Reisebriefe von seiner Heimfahrt von W. S.“ sind Meisterstücke in ihrer lebensvollen Schilderung, ihrem volkstümlichen Stil, ihrem köstlichen Humor. Am liebsten würden wir solche Artikel von Anfang bis Ende abdrucken, aber wir müssen uns beschränken auf den kurzen Bericht von Frank Harms, geschrieben über seine Heimreise zu Dornum in Ostfriesland im Juli 1921 (Ostfriesische Nachrichten Nr. 23 vom 10. August).

Dornum, Ostfr., 10. Juli. Von Benson Ill. nach der alten Heimat gekommen, möchte ich von hier den lieben Freunden und Landsleuten etwas mit-

teilen von dieser Fahrt. Am 11. Juni kam ich in New York an und wurde dort von dem Agenten von „Meyers Hotel“ abgeholt am Bahnhof. Dort fand ich in der großen Stadt einen guten Platz nach deutscher Art, wo es jedem Landsmann gefallen wird. Alles wurde gern in Ordnung gebracht, und man hatte selbst nichts damit zu tun. Am 15. Juni sollte unser Schiff fahren, der „Potomac“, der frühere alte deutsche Dampfer „Neckar“. Dieser hatte sich aber auf der Herreise verspätet und kam erst am 12. wieder in New York an. Trotzdem solle er aber in Zeit abfahren, sagte man. Als wir aber am 15. mit unserm Gepäck kamen, hieß es, er werde nicht vor dem 17. fahren können. Nun waren wir bis dahin bei „Meyers“ wohl geborgen. Am 17. waren wir dann zeitig an Bord, und am Abend ging es mit voller Musik in den Ozean hinaus. Alles war so schön, die See ruhig und still, und so legten wir uns denn zur Ruhe. Gemütlich schlief es sich nun nicht in den engen Kabinen, und so ging ich zeitig wieder hinaus, um die frische Seeluft zu genießen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich sah, daß wir wieder an der Küste lagen. Etwa 72 Meilen entfernt hatte man entdeckt, daß die Hafenarbeiter, die zur Zeit streikten und kein Schiff aus dem Hafen lassen wollten, den Vorrat an Trinkwasser auf dem Schiff mit Salzwasser vermischt hatten. So mußten wir wieder zurück, das Wasser alles herausgepumpt und neues Trinkwasser eingefüllt werden. Das nahm fast einen Tag in Anspruch, und erst am Abend des 18. fuhren wir noch einmal fort. In den ersten Tagen hatten wir schönes Wetter bei ruhiger See. Dann am 23. ging die See hoch, und es wurde ungemütlich. Gar manche wurden seefrank und brachten dem Meerergott aus tiefstem Innern ihren Tribut, doch blieb ich davon verschont. Wir waren 98 Passagiere zweiter Klasse und 1200 dritter Klasse an Bord, die letzteren meist Polen, die nach der Heimat zurückkehrten. Die Bedienung auf dem Schiff war gut; die Stewards waren meist Deutsche, die früher auf den Schiffen des Lloyd fuhren. Am 28. Juni wurde ein auf dem Schiff gestorbenes, 6 Monate altes Kind in feierlicher Weise unter Teilnahme der gesamten Mannschaft den Wellen übergeben. Solch ein Begräbnis auf hoher See ist in besonderem Maße ergreifend und wird nicht leicht wieder vergessen. Am 29. sahen wir zum ersten Male wieder Land und alle zeigten fröhliche Gesichter. Ein heller und sehr schöner Tag war uns beschieden bei der Fahrt durch den englischen Kanal. Der Anblick war ja schön und fesselte alle den ganzen Tag, aber viele schöne Worte wurden nicht gemacht und nicht viel Gutes gesagt, denn wir waren 85 Deutsche unter den 98 Passagieren zweiter Klasse. Am nächsten Morgen waren wir in der Nordsee, und am 1. Juli kamen wir endlich in der Weser an. Leider war Ebbe, und wir mußten bis 5 Uhr still liegen. Unterdessen kamen Doktor, Polizisten an Bord, und Geldwechsler. Alles wurde schnell und glatt erledigt. Um 6 Uhr konnten wir einlaufen, und zu meiner Freude fand sich auf dem Pier bereits Freund Ihmel Harms ein, der im letzten Herbst nach Deutschland reiste, sowie auch mein Nefse. Die Zollabfertigung ging glatt, und bald fuhren wir im Extrazug des Lloyd nach Bremen, wo wir um 10 Uhr ankamen. Hier fanden wir ein gutes Hotel und nach unserm Preisbegriffen von Amerika her auch sehr billig. Am nächsten Morgen besahen wir uns dann noch die Stadt und waren auch zum Markt. Alles war dort wieder zu haben und mit den Preisen drüben verglichen recht billig. Von Armut zeigte sich eben nicht viel, alle schienen gut gekleidet zu sein. Dann ging es weiter, Ostfriesland zu. Auf der Eisenbahn ging alles zu in alter Ordnung und Pünktlichkeit. Am Nachmittage kam ich bei der Schwester in Dornum an. Seit 14 Jahren hatte ich diese nicht gesehen. Noch war aber die Freude nicht voll, denn am Abend kam eine andere Schwester, die ich in 32 Jahren nicht gesehen hatte. Wir kannten uns nicht mehr. Die Freude war so tief und groß, meine Feder findet keine Worte, davon den Freunden einen Begriff zu geben. Man glaubt nicht,

wie viel es dann zu erzählen und zu fragen gibt nach solch einem Wiedersehen, und erst recht kann man nicht ermessen, wie gemütlich es sich erzählt beim Köpfe Tee in der alten Heimat. Sehr schwere Zeiten haben auch die Verwandten ja erlebt, aber alle hatten es gut überstanden, und nun verwischen die Spuren des Krieges immer mehr. Mir geht es nun wie „Hinnerk“, ich fühle mich „to Huns“. So sende ich denn einen herzlichen Gruß aus der Heimat an alle lieben Verwandten und Freunde drüben.

Frank Harnis.



Nr. 152. Kirche Hanover Gage Co., Nebraska.
Erbaut im Jahre 1898.

In Ostfriesische Nachrichten 1922 (10. Juni Nr. 17) heißt es — was wir abschließend über Heimreisen hier bringen möchten:

Eine Reise nach der Heimat machen in diesem Jahre wieder sehr viele Landsleute. Fast alle besseren Schiffe haben auch Ostfriesen an Bord, die es wieder einmal zurückzieht nach dem meerumrauschten Friesenlande. Nach den langen Kriegsjahren und allem, das sich ereignet hat, steht wieder mehr denn je zuvor der Sinn der Heimat zu. Und drüben werden sie alle freudig aufgenommen und willkommen geheißen. Der große Strom der Liebesgaben, als Sammlungen und als persönliche Gaben an Verwandte und Freunde, hat drüben Achtung und Liebe für die Ausgewanderten sehr gehoben. Der Aufenthalt drüben ist für einen

Amerikaner billig zu bestreiten, denn die Preise sind — trotz der hohen Summen in Mark — niedriger als hier . . .

Den vielen Glüdlichen aber, die jetzt und in der nächsten Zeit eine Heimatsfahrt antreten, möchten wir den Gruß mitgeben, den ein Landsmann in Südamerika seinem Freunde mitgab:

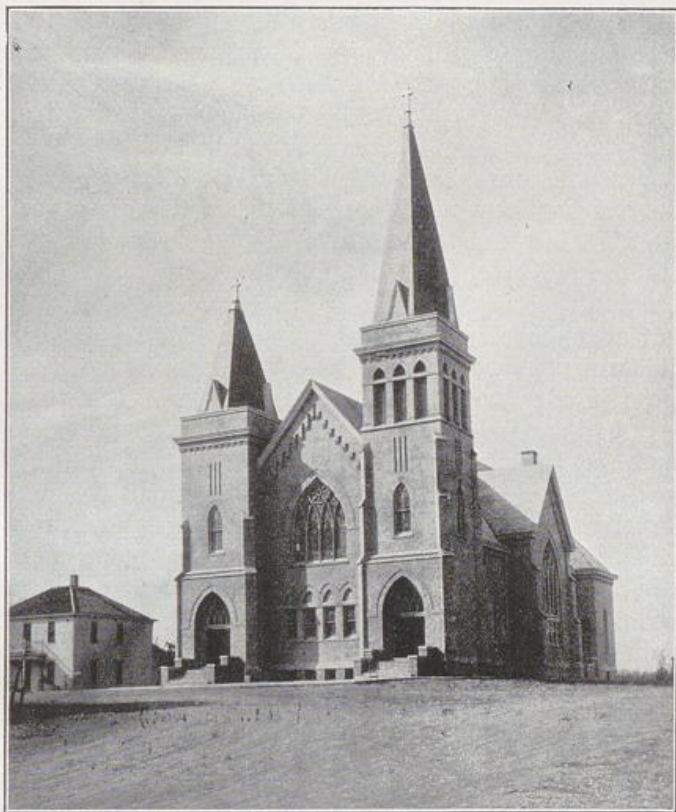
1. Und wenn du in die Nordsee kommst,
Dann grüß uns das deutsche Meer,
Das Meer, das die deutsche Ehre deckt
An die tote wiegt, bis sie einst weckt
Ein Held in schimmernder Wehr.
2. Und wenn du wieder in Deutschland bist,
Dann grüße den heimischen Strand
Und sag, daß uns trauernde Liebe bewegt
Und Treue, so lange das Herze schlägt,
Zu ihm, unserer Väter Land.
3. Ja grüß uns das Land, wie ein Garten schön
Und der Städte friedlichen Rauch
Und jedes Werk, wo der Hammer hallt,
Und grüße das Grab im Sachsenwald
Und die blühende Heide auch.
4. Und siehst du den Alten von Tannenberg,
Dann grüß ihn mit Herz und Hand
Und sag ihm, du wärest weit gereist,
Doch überall lebe der deutsche Geist
Und wachte im fremden Land.
5. Wir grüßen, was stark und edel blieb!
Wir tragen das deutsche Weh
Und harren und glauben immerdar
Von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr
Als Deutsche über der See.

Als Auswanderer nach Amerika.

Von Georg Leerhoff (D. N. 1922, Nr. 21, 22, 23).

Als wir vor zwei Jahren nach zweijährigem Aufenthalt in China (Kiautschau) und fünfjähriger Kriegsgefangenschaft in Japan nach einer überaus ermüdenden neunwöchentlichen Seefahrt auf einem alten klapprigen japanischen Dampfer zum erstenmal wieder die deutsche Küste sahen, wie haben wir da der Heimat zugejubelt! Haben uns im Stillen gesagt: In der Heimat sind doch die Wurzeln deiner Kraft, und keine lodende Ferne soll uns je wieder fortziehen. Und wie es alles dann kam? Gar nicht so sehr ist es die traurige schmachvolle Lage des Vaterlandes, die Unsicherheit der Existenz, die Unzulänglichkeit des Verdienstes, viel mehr noch ist es die Vaterlandslosigkeit der Masse, die grimmige Parteilucht, die bis aufs Äußerste gestiegenen Klassengegensätze, die unerträglich gewordene Kluft zwischen Reich und Arm — was alles das Gemüt verbittert und selbst wohlwollende Gesinnung zulezt zu Haß und Gleichgültigkeit zwingt. War es da ein Wunder, wenn der Ruf eines Betters aus Amerika: Komm nach hier! so verlockend klang, daß Herz und Sinn nicht widerstehen konnten? Nach Amerika, wo die Menschen die berühmten allmächtigen Dollars haben; nach Iowa, wo in den Träumen gar manches Deutschen von heute das Land Wirklichkeit ist, wo Milch und Honig fließt!

So wie der gute Vetter ahnte, was meines Herzens Sinnen sei, sandte er auch schon die benötigten Papiere, wohl bestempelt und beglaubigt, welche mir den Eingang ins gelobte Land öffnen würden. Nun mußte ich erst zu dem amerikanischen Konsul in Bremen, der erst noch ein Wort zu sagen hat, ob so ein Mensch gefährlich oder nützlich für sein Land werden mag. Unter einem unverheirateten Mann Ende der Zwanziger, der aus Deutschland kommt, wittert man heute zum mindestens einen Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten oder eine noch gefährlichere Weltpilger, und die möchte Onkel Sam sich am liebsten 3000 Seemeilen vom Leibe halten, damit sie nicht unter seinen Dollarvorräten ein großes Teilen beginnen können. Nun, mein Zifferblatt muß dem Konsul wohl nicht so staatsgefährlich



Nr. 153. Kirche Hanover Gage Co., Nebraska. Erbaut 1917.

ausgesehen haben; nach einem kleinen Frage- und Antwortspiel, bei dem er meines Herzens Gesinnung zu ergründen bemüht war, unterschrieb er seinen Namen. Zehn echte amerikanische Dollars verlangte er für dieses Bemühen. Ich zählte her die Häupter meiner lieben Marktscheine, um den Wert von zehn Dollars zu haben, und zählte und zählte — bis zu 3170, da endlich war des grausamen Spiels genug. Das waren zehn Dollars! Und doch immer wieder ein Trost! Da war auch ein gutes liebes Wiener Kind, das nach Amerika wollte, und es mußte gar 235 000 seiner Kronen aufzählen, um den Wert von zehn Dollars zu haben für des Konsuls Unterschrift. Da habe ich stolz gedacht: Wir Deutsche sind doch reichere Menschen! „Zieh hinaus beim Morgengrau'n, muß das Dorf verlassen . . .“ Die alte Weise summt mir durch den Sinn am Morgen, als noch „schlummermüde Sterne schaun nieder auf die Gassen.“ Aber ich muß noch erst den lieben langen Tag hier-

bleiben: ein trüber Tag und regenschwer — zum Abschiednehmen just das rechte Wetter! Am Abend bin ich auf dem Bahnhof, die Junijonne hat doch die trüben Wolken verscheucht. Hochauf strebt der Kirchturm meines lieben Heimatdorfes Hesel und hebt sich wie zum Abschied grüßend und winkend klar ab von dem freundlichen Abendhimmel, an dem eben die Sonne versinken will. Ruhig und friedlich zu seinen Füßen steht die alte Kirche. Unzählig viele hat sie in all den Jahrhunderten so wie mich fortziehen sehen vom alten Dorf, sie ist aber immer noch am alten Platz. Sie hat schwere und schwerste Zeiten hier überdauert und weiß, sie wird auch jetzt noch wieder bessere Zeiten sehen, so wie heute auf den trüben Tag das goldige Abendrot folgte . . . Langsam fährt der Zug uns hinaus, noch einmal grüßt am Ende des Dorfes die alte Mühle — mein liebes Dorf, mein Elternhaus, ihr Lieben alle, lebt alle, alle herzlich wohl . . . —

Die Nacht über bleibe ich noch in Oldenburg bei dem Bruder, und der folgende Vormittag findet mich schon in Bremen in Reih und Glied in der Masse der Auswanderer, die alle dem vielgerühmten Land des Dollars zustreben. Erst müssen nun alle genau untersucht werden von einem deutschen Arzt, wie alles mit ihrem auswendigen und inwendigen Menschen beschaffen ist. Hier bekommt man schon einen Eindruck von dem Völkergemengsel, das sich gegen die Tore Amerikas wälzt. Da sind Tschechen und Slowaken besonders, auch einige Polen, Deutsche aller Art. Verhältnismäßig aber ist die Zahl der Deutschen in der dritten Klasse nicht groß, man findet sie in der Mehrzahl in der zweiten Klasse, auch weit mehr Süddeutsche als Norddeutsche, besonders auch österreichische Deutsche. Im allgemeinen ist die Qualität der Leute, was Kulturstand, Sauberkeit anbetrifft, weit besser als vor dem Kriege, fast alle sind anständige Leute. Nur bei den Poladen vermutet man Läuse — und findet sie auch. Dann müssen wir noch unsere Papiere nachsehen lassen, und als dies alles in Ordnung befunden wurde, gelten wir als Passagiere der United States Lines und werden als solche auch gleich nobel behandelt. Wir erhalten Anweisung auf ein Hotel und bleiben dort auf Kosten der Schiffs-gesellschaft. Am andern Tage müssen wir noch einmal vor einem amerikanischen Arzt erscheinen, ob der deutsche Arzt am auswendigen oder inwendigen Menschen etwas übersehen habe. Er findet auch nichts mehr, höchstens hat der Deutsche nicht alle Poladenläuse erwischt.

Im Morgengrauen des folgenden Tages wurde es schon lebendig auf dem Platz vor dem Bahnhof in Bremen. Alle strömten nach dem Sonderzug, der die Passagiere der dritten Klasse des „George Washington“ nach Bremerhaven bringen sollte. Der Himmel war dunkel und trübe, als weine er über so viel Menschenleid, das von der Heimat treibt. Der Flutverhältnisse wegen hatte der „George Washington“ schon in aller Frühe hinausmüssen. So mußten wir an Bord eines kleinen Dampfers, der uns hinausbringen sollte. Dicht gedrängt voll Menschen mit Sack und Pack und allen Habseligkeiten verließ das Schiff den Hafen; nur wenige waren in solcher Morgenfrühe zum Abschied hergekommen, und alles ging recht nüchtern und ruhig zu. Nach einer Weile, nachdem aber schon das Land den Blicken entschwunden war, tauchte der große „George Washington“ auf, ein prachtvolles Schiff, wie es so ruhig und stolz dalag. Die Schornsteine rauchten, die Wimpel grüßten — einen letzten Gruß der Heimat. Schnell und glatt kamen alle an Bord, die Passagiere der ersten und zweiten Klasse waren schon da, die Musik spielte ein Abschiedslied — Ade, du mein lieb Heimatland . . . —

Das grandiose Spiel der Meereswellen hätte mir eigentlich nichts Neues mehr sein sollen, denn ich hatte doch in den früheren Jahren so oft in tage- und wochenlangem eintönigster Fahrt so viel dem Wasser zugeseht, daß ich es nicht mehr sehen mochte. Und doch, wie ich jetzt wieder die schaumgekrönten Wellen der Nordsee erblickte, sind sie wie ewig neu; und ich hätte den Nebel verwünschen

mögen, der uns bald sicher und dicht in sein graues Netz einspann. Und als wir wieder heraus waren und die Sonne alles wieder gut machen wollte, . . . die weißen Felsen der englischen Küste . . . Da wird mir doch schlecht zumute, und ich gehe hinunter und kaufe mir erst noch einen Dornkaat. Weiß nicht, ob es echter war, doch schmeckte er so und war jedenfalls guter deutscher Stoff. Allerdings schaut der Verkäufer ein wenig scheel auf mein deutsches Geld, er will's wohl haben und auch wohl nicht, aber er nimmt es doch. Southhampton hatten wir mittlerweile angelaufen, und mit einem Haufen weiterer Reisender wird auch unsere dritte Klasse beehrt; sie sprechen Englisch, sind aber augenscheinlich meist Amerikaner. Von französischer Seite erhalten wir weiter Zuzug, und so wird die Musterammlung des Völkergemengsels vollständiger. Auf diesem engen Raume ist aber doch für Feindschaft und Haß nicht Platz, alle sind bald gute Freunde. Und die Deutschen fühlen sich mit nichts zurückgesetzt; oft scheint das Gegenteil der Fall zu sein.



Nr. 154. Erste Kirche bei Holland Grundy Co. (Iowa).
1871—1899.

Das Schiff fährt ja unter amerikanischer Flagge, die Besatzung soll daher auch amerikanisch sein, aber die Leute sprechen alle Deutsch, und es will mir oft scheinen, als wenn ihnen das Deutsche viel geläufiger von der Zunge geht, als wenn sie ihr Englisch spazieren führen. Die Behandlung ist, wie früher auf den deutschen Schiffen, ganz ausgezeichnet. Die dritte Klasse ist heute mindestens so gut wie vor dem Kriege die zweite. Das alte Zwischendeck, wo früher gemeinsame Abfütterung war aus einem großen Kessel, aus dem ein stämmiger Matrose mit Riesenlöffel auf gut Glück heraus schöpfte in die bereitgehaltenen Gefäße, ist nicht mehr da. Auch nicht mehr der gemeinsame Schlafraum. Alle sind nun in sauberen Kabinen untergebracht. Das Essen wird im Speisesaal serviert und ist sehr reichlich, und wenn dann die dritte Klasse-Leute zum Nachtschiff mit dem berühmten Eis-Cream bedient werden — mein Herz, was willst du noch mehr? Wem es hier in der dritten Klasse nicht gut genug ist, der muß entweder ein Proß oder ein unausstehlicher Querulant sein.

Der Atlantische Ozean hat uns aufgenommen und drückt uns ein wenig stürmisch an sein unruhvolles Herz, so sehr, daß gar vielen in ihren innersten

Gefühlen ein unbehagliches Rumoren entsteht und sie der Not gehorchend wie dem eignen Trieb, gern dem wilden Meer den schuldigen Tribut bringen. Immer kleiner wird die Zahl der Standhaften, die trotz Wogen und Sturm den Kampf aushalten — bis zuletzt kaum einer blieb von den vielen. Auf mich hatte der Ozean es wohl von vornherein kaum abgesehen, wir hatten schon öfter und wochenlange Bekanntschaft gemacht, und so hatte ich die Aufgabe, die andern zu trösten, daß die schwersten Zeiten und die größten Weltplagen, selbst die Seekrankheit schließlich doch auch ein Ende haben. Wurde mir dann all das namenlose Elend doch zu viel, ging ich mal hinunter, ob etwa der Doornkaat noch nicht zu Ende sei. Nun aber weigerte sich doch der Verkäufer, mein deutsches Geld zu nehmen. Der drahtlose Funke hatte die Nachricht aufgefangen, daß die Markt weiter auf der so schiefen Bahn und nun gefährlich gefallen war . . . Die Musik sucht wohl die Stimmung nach Kräften aufzufrischen, sie tut ihr Bestes, aber das hilft alles nichts — bis am Morgen des zweitletzten Tages die Sonne durchbricht und Wolken und Sturm und Mißmut und Seekrankheit wie mit einem Zauberstab verschwindet. Nun wird es auch wieder geselliger, und ich throne nicht mehr einsam am meinem Tische. Die paar Tage entschädigen noch für all die bösen Launen des Ozeans.

Am letzten Tage der Fahrt ein Dampfer in Sicht! Wir sehen, es ist ein großer, der frühere „Imperator“, sagen die Schiffsleute. In ganz kurzer Zeit ist er neben uns und überholt uns in wenigen Minuten, achtet unser kaum, als gehörten wir zu den ganz kleinen, und unser Schiff ist doch auch ein großes. Aber dieser Allergrößte ist eine schwimmende Stadt, mit seinen eben ausblickenden Lichtern scheint er uns so prächtig, daß alle, die doch auch sonst schon viel von allen Wundern der Welt gesehen haben, in sprachlosem Staunen den Blick nicht davon wenden. In kurzer Zeit ist er den Blicken entschwunden. Die Engländer sehen stolz den Union Jack auf dieser Königin der Meere, und doch ist alles auf dem Schiff „made in Germany“.

Ein paar Stunden später wird es lebendiger auf dem Wasser um uns her, der Hafen von New-York ist in der Nähe. Nach einer Weile flammt, immer intensiver und größer werdend, ein Lichtermeer auf, wie es in solcher großartigen Entfaltung auf dem Erdenrund zum zweiten Mal nicht angetroffen wird. Dort liegt auch wieder der stolze „Imperator“, der außerhalb des Hafens vor Anker ging, da die Einfahrt nicht mehr möglich war. Auch wir bleiben dort in der Nähe, und die Maschinen stehen. Wie gebannt hängen aller Augen an dieser Flut von Licht, in dem New-York sich zeigt. Das ist doch die Weltstadt, wie man keine zweite findet und wie niemals eine war. Die Lichtfülle ist so unbeschreiblich großartig, hier aufblühend, dort verlöschend, aufs neue erstrahlend, dort so blendend, daß es als einziges Bild betrachtet in sprachloses Erstaunen versetzt. Dazu all die Schiffe mit den unzähligen Lichtern und dem rauschenden Leben! Die Alten hatten ihre Weltwunder, was war das alles gegen den Anblick des New-Yorker Hafens am Abend!

Da ist auch ja die weltberühmte Freiheitsstatue, welche alle Mühseligen und Verfolgten mit ihrer leuchtenden Fackel willkommen heißen soll, wie man sagt. Ein Bayer neben mir macht darauf aufmerksam, sagt aber, die alte Dame komme ihm vielmehr vor als der Engel mit dem flammenden Schwert vor dem Eingang des Paradieses, der alle Unberufenen zurückjage. Er hat ein wenig Angst, daß man ihn nicht hineinläßt, denn er hat nur deutsches Geld, das alle Tage an Wert verlor und jetzt bei weitem nicht mehr für die 25 Dollar reicht, ohne welche das Tor nicht mehr geöffnet wird, wie man uns gewarnt hat. Wir gehen noch einmal wieder hinunter nach der wohlbekannten Quelle, denn bald muß es ja geschieden sein. Aber da ist nun alles verschlossen und verriegelt, Bier und Doorn-

laßt gibt es nicht mehr. Amerikaner, die eben von Bord gehen, sagen uns, so etwas dürfe nicht sein, wo die Freiheitsgöttin thront. Aus dem Abschiedstrunk wurde nun also nichts; wir hätten sonst gern noch zum Abschied von dem Schiff ein gutes Glas geleert und damit dem schönen Schiff weitere glückliche Fahrten gewünscht.

Am folgenden Morgen ist das Schiff in aller Frühe schon hereingefahren und liegt nun still am Pier. Die Einfahrt in den wimmelnden Hafen ist einzigartig schön. Auf dem Pier geht nun erst die Zollrevision vor sich. Man sucht nicht viel in den Sachen herum; was will man bei Einwanderern suchen, bei dem heutigen Unterschied der Verhältnisse sind nach amerikanischen Begriffen ja samt und sonders alle arm wie die berühmte Kirchenmaus. Die Herren vom Zoll wissen das, und alles ist bald erledigt. Dann geht es in ein kleines Boot, das



Nr. 155. Zweite Kirche bei Holland Grundy Co. (Iowa).
Erbaut 1899.

uns nach dem vielgenannten Ellis Island bringen soll. Das Ding ist gepackt voll, aber es wird schon gehen. „Rauchen verboten“ steht da in allerhand Sprachen angeschrieben. Das scheint aber für viele nur eine Aufforderung zu sein, sich sofort eine Zigarre oder sonst irgend etwas Rauchbares anzuzünden, ohne das Schild hätten sie vielleicht nicht daran gedacht. Wenn auch die Bauart des großen Gebäudes auf Ellis Island eben nicht düster und drohend ist, so war es doch vielen etwas unbehaglich zumute, als sie eintraten in diese angeblich tränenreichen Hallen. Ehe man sichs versieht, ist man in Reih und Glied in einem von Drahtgitter eingefriedigten Gang. Ärzte sind da und beschauen sich das ankommende Menschenkind von allen Seiten, besonders in die Augen. Zur Linken gehen alle, die nicht über jeden Verdacht gesund sind. Ist man dem entronnen und zur Rechten verwiesen, findet man sich wieder in einer Reihe, die an der andern Seite endigt bei dem hohen Thron des Beamten, der die Ankömmlinge nach Gesinnung und Absichten, vor allem nach dem Geldbeutel prüft. Unserm Bayern ist das Herze schwer

geworden — „Hast Du keine 25 Dollar? Hinweg mit Dir!“ — und er muß zurück zur Linken. Er sagt, er habe Verwandte hier im Lande, die gern für die 25 Dollar gut sagen werden. Das hilft ihm aber nicht, dann muß er warten, bis die Verwandten erst die 25 Dollar senden. Eine Witwe ist da mit 5 Kindern, die zu ihrem ältesten Sohne fern im Westen reisen will. Sie hat bestempelte und beglaubigte Papiere, wie es sich gehört, aber der Beamte meint, er könne nicht finden in den Papieren, daß der Sohn im Westen auch ein Haus für die Familie habe und Sicherheit für ihre Unterbringung. Man sagt, er werde das doch sicher haben, da er die Mutter und Geschwister ja kommen lasse. Hilft aber nicht, erst will der Beamte das, beschworen und bestempelt, schwarz auf weiß haben. Die Augen tränen schwer, denn sie glaubt schon, daß sie zurückgesandt werden soll, schiebt die Familie zur Linken ab. Etwa eine Woche wird die Familie wohl warten müssen, bis die Papiere hier sind. Wo aber alles in Ordnung ist, da geht die Geschichte schnell, der Beamte beschaut sich den Menschen und die Papiere — allright! Trotzdem so die meisten überhaupt keine Schwierigkeiten haben, atmen doch alle erleichtert auf, als sie aus dieser Halle glücklich heraus sind und nun unten weiter geschoben werden, wo sie ihre Eisenbahnkarten erhalten sollen. Da ist Ordnung und alles geht glatt und fehlerlos. Alles wird numeriert und nach bestimmten Plätzen verwiesen. Pakete mit Lebensmitteln werden angeboten; mit diesen kann man, sagt der Verkäufer, ganz nach dem Westen essen. Underthalb Dollar will er dafür. Wir rechnen — das sind 600, fast 700 Mark — für ein Paket mit etwas Brot, Wurst und einigen Kleinigkeiten — wir zögern fast, dagegen sind die so unerschwinglichen Preise in Deutschland ja Kinderspiel, aber es soll doch wohl sein müssen, und wir werden wohl in die teuren Bissen beißen müssen.

Ein Boot nimmt uns wieder auf und fährt ab nach den Bahnhofen, die alle mit den Gleisen bis ans Wasser heranreichen. Auch uns setzt man irgendwo ab. Bei einem Seitengleis kommen wir an Land. Dort stehen Wagen bereit, in die man uns verweist. Von der großen Weltstadt sehen wir hier gar nichts mehr, nichts als Wagen, Kohlen, Mauern, Rauch. Abfahren werden wir erst noch lange nicht, sagt man uns, aber wir dürften nicht von den Wagen fortgehen. Wir versuchen es dennoch, uns mal forzustehlen, um etwas von der Riesenstadt zu sehen, die uns am Abend vorher so märchenhaft großartig erschien. Nach welcher Seite wir uns wenden, man sieht die Nummern, die man uns angeheftet, an und weist uns zurück. Wir sind nicht Reisende, wir sind Nummern, nur Nummern, die nach der Fahrkarte hier oder dorthin gesandt werden, weiter nichts. Auf der Insel Sumatra kümmerte sich keiner weiter darum, als ich absolut in den Urwald der Tropen wollte, wo wie die Kenner wußten, nur ich nicht, ich mich gründlich verirren mußte. In Hongkong hatte man mich ohne weiteres in wunderliche Chinesenviertel verlaufen lassen, ohne daß man mich hinderte. Hier aber wurde ich sorgsam wie ein kleines Kind behütet, damit es sich nicht verlaufe. Und wir meinten, im Lande der Freiheit zu sein. Aber schließlich ist alles zum Besten der Einwanderer eingerichtet. Man sorgt so dafür, daß jeder anlangt an seinem Platz. Man kann auf diese Weise ja ein Kind hersenden, es wird sicher anlangen. Mehrere Einwanderer an Bord waren in Gesellschaft von Freunden und Verwandten gekommen und meinten natürlich, mit diesen, die amerikanischen Bürger waren, könnten sie sicher und leicht weiter kommen. Aber sobald die Einwanderungsbehörde die Leute unter Kontrolle hat, können die Freunde und Verwandten nur allein weiterreisen, sie können es kaum erreichen, daß sie die Einwanderer überhaupt wiedersehen. Die Einwanderer werden numeriert, mit der Adresse versehen und hingeschickt und kommen so sicher, wenn nicht sicherer an, als wenn die Verwandten bei ihnen sind.

Mit einem aus drei Wagen bestehenden Einwandererzug geht es um 8 Uhr abends fort. Die Wagen kommen uns erst großartig vor und wir meinen fast, man wolle uns vielleicht als erste oder zweite Klasse-Menschen traktieren, aber wir sehen doch bald, daß die Wagen aller Eisenbahnzüge so wie die unsrigen sind, daß es im Lande der Gleichheit also keine klassifizierten Reisenden gibt. Die Nacht und den folgenden Tag fährt der Zug dem Westen zu. Hin und her hält er mal eine Weile auf einem Seitengleis, wo er weder andern Zügen noch Menschen im Wege ist und wir nichts sehen können als Rauch und Kohlen und Wagen, dann geht es wieder weiter. Die ganze Gegend spannt unsere Erwartungen, was da für uns kommen mag, nicht gerade hoch, und einer möchte wohl den andern fragen: Ist dies das Land des allmächtigen Dollars? Kahle Hügel, dürrer Boden und Steine in Menge. Die Städtchen oft dürftig, die Bahnhöfe so nüchtern und kahl, außerhalb der größeren Plätze fast gar kein Verkehr, hier gähnt ein Beamter in Hemdsärmeln zum Fenster hinaus, dort hat ein Hund unter einer Bank Schatten



Nr. 156. Dritte (jetzige) Kirche bei Holland Grundy Co. (Iowa).

gesucht und schaut gelangweilt den Zug vorbeifahren, als möchte er sagen: Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird vielleicht ein wenig uns zerstreuen. Aber unser Zug ist ja nur ein Einwandererzug, mit dem man auf diesen Bahnhöfen nichts zu tun hat, und man kann auch doch nicht erwarten, daß man uns Einwanderern, diesen Nummern, überhaupt Interesse entgegenbringt.

Noch einmal wird es Abend und Nacht, und als es Morgen ist, fährt der Zug in Chicago ein. Wir sehen nüchterne große Gebäude mit großen, breitspurigen Aufschritten und unendlich viel Eisenbahnschienen, und laufen dann in einen Bahnhof ein. Hier ist schon alles wieder für die ankommenden Nummern bereit. Alle werden sofort auf verschiedene Plätze eingeteilt, in große Auto-Omnibusse gesteckt, und schon rattern diese weiter nach andern Bahnhöfen. Wir fahren durch den großen Geschäftsteil der Stadt und müssen uns wundern, wie bei der Unzahl der Autos nicht alles in einen dichten Knäuel zusammen und ineinander fährt. Während wir uns eben gemütlich hinsetzen, um das Riesenhafte des Straßenbetriebes in Augenschein zu nehmen, hält unser Auto schon, wir müssen aussteigen und werden in ein nicht sehr großes Gebäude gewiesen. Hier merken wir bald, daß es zu einem großen Bahnhof gehört, denn nach der einen Seite

hin läutet und pingelt es immerzu. Ein Beamter, der deutsch spricht, sagt uns, hier müßten wir bleiben, bis man uns abhole. Jeder Versuch, mal herauszukommen und sich Chicago anzusehen, ist erfolglos, wir sind eben Nummern, die nicht selbst reisen, sondern gesandt werden. Etwa 20 sind wir hergekommen, alle noch vom selben Schiff, die andern kamen nach andern Bahnhöfen. Bald holt nun der Beamte diesen, bald jenen ab, und zuletzt sind wir nur noch zwei übrig geblieben. Gegen Abend endlich holt er auch uns, bringt uns in einen Zug hinein und spricht noch ein paar Worte mit dem Zugführer, wahrscheinlich wohl seine Meldung, daß er die und die betreffenden Nummern hiermit abgeliefert habe.

Weiter geht es nun dem Westen zu. Wir sehen nur noch wenig, was wir aber sehen, ist weit freundlicher und schöner, als was am Tage vorher sich unsern Blicken bot. Wir schlafen bald fest ein, mitten in der Nacht werden wir aber geweckt, der Zugführer ist es, der meinen Freund darauf aufmerksam macht, daß er sein Ziel erreicht habe. Sobald der Zug hält, sorgt er dafür, daß mein Freund aussteigt, die eine Nummer hat er abgeliefert. Als die Sonne wieder das Land bescheint, sind wir längst in Iowa. Das ist aber ein ganz anderes Bild wie im Osten. Freundlicher und lebendiger und reicher in jeder Weise. Jetzt fahre ich allerdings auch im fahrplanmäßigen Zug, und die Bahnhöfe sind voll Verkehr. Gegen 9 Uhr gibt der Zugführer mir auch einen Wink, ich steige aus. Wie ich den Bahnsteig entlang sehe, kommt schon ein etwas korpulenter, augenscheinlich aber nicht der Arbeit entwöhnter Mann auf mich zu und fragt im unverfälschten Plattdeutsch: „Büßt du Georg Leerhoff?“ — „Ja.“ — „Denn büßt ja good ankamen. Denn kumm man mit na Hus, dat d' erst'n Köpfe Tee triggst.“ Da ist auch schon der Vetter gleich, und man führt mich sofort zu einem Auto, das im nächsten Augenblick aus dem kleinen Dörfchen davon saust. Altes rechtes trauliches Plattdeutsch wird nur gesprochen, im Augenblick fühle ich mich ganz daheim, als wäre ich in der Heimat, bin wieder ganz Mensch und keine Nummer mehr, besonders als wir gleich darauf beim Köpfe Tee saßen und vom alten lieben Heimatsdorfe Hesel erzählten.

Ostfriesisches aus Amerika (D. B. Aden-Breda 1921).

Etwa 40 Meilen südlich von der Hauptstadt Lincoln (Nebr.) windet sich ein ansehnlicher Bach in unzähligen Windungen langsam durch das wellige Land, die Bear Creek. Die Fläche von mehr als hundert Quadratmeilen zu beiden Seiten dieses Baches und noch weiter hinaus bewohnen viele Landsleute zerstreut. „Die Leute von der Bear Creek“ nennt man die hier wohnenden Landsleute in anderen Ostfriesengegenden.

Eigenartig ist es, wie die vielen Auswanderer aus Ostfriesland hier in dem neuen Gebiet das Bestreben zeigten, geschieden nach den Gegenden, aus denen sie kamen, auch hier zusammenzubleiben. Fast nirgends z. B. haben sich die Bewohner aus der Marsch mit den Bewohnern aus den Sand- und Moorgegenden vermischt. Die Auswanderer aus den Kreisen Emden, Weener und dem westlichen Teil des Kreises Leer, vornehmlich also aus den reformierten Gemeinden, zogen weiter nördlich; Freeport in Illinois und Adley in Iowa waren fast ohne Ausnahme ihre Reiseziele, und von dort aus haben sie sich über diese beiden Staaten und weiter über Minnesota und die beiden Dakotas verbreitet. Auswanderer aus dem Kreise Norden kamen fast alle nach dem mittleren Illinois. Die Leute aus dem Kreise Aurich und dem nördlichen Teil des Kreises Leer kamen zuerst nach dem mittleren und südlichen Teil des Staates Illinois, zogen von dort weiter nach dem Staate Missouri, meist aber durch diesen hindurch nach Nebraska. Sehr viele, besonders die Holtropen, zogen nach Golden in Illinois, dieses wurde fast ein zweites Holtrop; andere zogen noch weiter südlich, nach Menard Co., und nach der Nähe von St. Louis. Im allgemeinen kann man sagen, daß diejenigen, die

weiter nach Norden zogen, das bessere Teil erwählten, Boden und Klima sind dort vorteilhafter. In einigen Gegenden Jowas findet man unter den Ostfriesen auch ein paar lutherische Gemeinden, aber ihre Zahl ist sehr klein.

Schon in den Jahren von 1856 bis 1860 kamen die ersten Auswanderer, nachdem sie erst bei Golden (Ill.) sich eine Zeitlang aufgehalten, weiter westlich. Es waren das fast alles Leute aus Wiesede, Egel, Fiebing, Stratholt und Aurich-Oldendorf. Einige davon kamen bis in die Nordwestecke des Staates Missouri, in eine überaus reiche Gegend, unmittelbar am Fluß Missouri selbst. Andere zogen über den Fluß zum Staat Nebraska hinein und siedelten sich nicht weit vom jenseitigen Ufer an. Das waren die ersten Ostfriesen westlich vom Missouri. Es gehörte eine geradezu wilde Verwegenheit dazu, eine Fahrt mit Ochsenwagen durch das unbewohnte Land bis zum Missouri zu machen und dort sich anzusiedeln. Nebraska war noch gar nicht als Staat in die Vereinigten Staaten aufgenommen und galt im Osten allgemein als eine große Wüste, in der nichts zu holen sei. Zu diesen Freunden, die hier sehr schwere Jahre durchmachten, reisten mit einem Ochsenpaar im Jahre 1865 auch Tamme Zimmermann, gebürtig aus Stratholt, und seine Frau Trientje, geb. Rohmüller, gebürtig aus Vohlbarg. Bei den Bekannten hier am Missouri behagte es ihnen aber anscheinend nicht, sie zogen allein noch weiter westlich, viele Meilen weit, wo sie hier an der Bear Creek Land annahmen, das von der Regierung fast umsonst zu haben war. Ein solches Unternehmen erforderte eine gradezu verwegene Kühnheit und großes Selbstvertrauen. Dieser erste Ansiedler, Tamme Zimmermann, lebt heute noch und ist, fast 90 Jahre alt, noch sehr rüstig. Im nächsten Jahre fand sich sein Bruder, Claas mit Namen, mit seiner Familie von Illinois hier ein. Sehr schnell kamen mehr Landsleute von den verschiedenen Ansiedlungen in Illinois wie direkt von Ostfriesenland her, vornehmlich aus den Dörfern Aurich-Oldendorf, Holtrop, Stratholt und den Dörfern der Kirchengemeinde Weene.

Erst 1872 kam die erste Eisenbahn in die Nähe, im Jahre 1877 gründete man eine Kirchengemeinde. Mitten in der Ansiedlung auf einer anmutigen Anhöhe erhebt sich jetzt die Prachtkirche dieser Gemeinde als ein sichtbares Zeichen der Blüte und Kraft der Ostfriesengemeinde hier und als der feste Punkt, um den sich alles sammelndrängt. Zwei hohe Türme schauen weit in die Runde durchs Land, massiv und selbstbewußt, und man fühlt es, daß Ostfriesentum und alte Sitte, Sprache und treue Art hier fest gegründet sein müssen und bleiben werden.

Ostfriesische Nachrichten-Aurich (A. H. F. Dunkmanns Buchdruckerei).

Auswanderer.

1. Hoïhoï! Der Fahrwind bläst mit Macht
Und pfeift in Segeln und Tauen;
Nun eilet, eure letzte Fracht
Im Zwischendeck zu stauen.
Der Anker entwindet sich dem Sand,
Aufsteigt der Rauch, der schwarze.
Ade! ihr Männer aus Schwabenland,
Aus Hessen und vom Harze!
2. Zieht hin, zieht hin, in das neue Land
Mit kühnem Hoffen und Wagen
Die deutsche Hand und den deutschen Verstand
Und das deutsche Herze zu tragen! —
Schon seh ich's: der dämmernden Urwald Nacht
Altriefige Fichten und Eichen,
Sie werden zu Sturz und Fall gebracht
Von rodender Äxte Streichen.

3. Rothhäutige Söhne der Wildnis fliehn,
Die Wölfe fliehn und die Bären,
Des Sumpfes giftige Dünste verziehn,
Und golden wallen die Ähren;
Breitstirnige Herden lagern, wo viele
Fruchttragende Zweige sie schirmen,
Des Stromes Wogen zersucht der Riel,
Die Stadt beginnt sich zu türmen.
4. Und wo noch jüngst mit heiserem Schrei
Der Ar gestürzt auf die Beute,
Da rufet nun die Menge herbei
Ein festliches Glockengeläute;
Des ersten Erntekranzes Pracht
Umshlingt mit hellen Farben
Den Segen, den euch das Jahr gebracht,
Das junge Rind und die Garben.
5. Und freudig bringet das Elternpaar
Mit Stolz und lachender Wonne
Den ersten Sohn, den die Fremde gebär,
Und zeigt ihn der neuen Sonne.
Sie legen ihn auf den geweihten Grund,
Den sie entragen der Wildnis:
Hier wachse, gedeihe, frei und gesund,
Als würdiger Väter Bildnis.
6. Sie wiegen den Sohn und singen auf's neu
Der Heimat alte Weisen,
Die alten Lieder von deutscher Treu'
Und von dem deutschen Eisen;
Von deutscher Kraft und Majestät,
Von hohen Helden und Frauen —
Hoihoh! Ein guter Fahrwind weht
Und pfeift in Segeln und Tauen.

Arthur Fitger, Führendes Volk.

